

Das Unmögliche versuchen

Sich vor nichts und niemandem fürchten, keiner Herausforderung ausweichen, geht nicht, gibt's nicht. Diese Grundhaltung lässt mich jeden Morgen wieder neu anfangen, den Tag als Möglichkeit, Chance und als Geschenk zu begreifen, gleichgültig wie schwer es gestern gewesen sein mag. Und schwer war und ist es, oft sogar! Es gab nicht wenige Momente, da schrie der Verstand STOP, GENUG und DENK MAL AN DICH SELBER! Letztlich aber ist es mir immer wieder aufs Neue gelungen, den Sinn dessen, was ich tue, zu begreifen, ja zu spüren und zwar in jedem Kind, das ich hier begleiten durfte und dem ich einen Weg zeigen konnte zum großen Ziel: Sei glücklich und lass andere an deinem Glück teilhaben.

Das Unmögliche versuchen,

das Gelebte, das Erlebte, Freude und Glück, aber auch Leid und Ängste, diesen tagtäglichen Sinn und Wahnsinn von 20 Jahren mitzuteilen, die richtigen Worte und Bilder zu finden - ob es diesem Buch mit vielen Gedanken und Bildern gelingen wird Sie in diese Welt von Little Smile mitzunehmen? Ich hoffe, dass die Ehrlichkeit und Offenheit, mit der in diesem Blick auf 20 Jahre Little Smile in Sri Lanka gerade auch Probleme und Schwierigkeiten angesprochen werden, Sie nicht er- und verschrecken, sondern Ihnen Mut machen. Wer hat behauptet, dass sinnstiftend helfen einfach ist und auch nur entfernt mit dem Glanz von Spendengalas und Wohltätigkeitsveranstaltungen zu tun hat? Für mich ist das, was ich die letzten mehr

als 175.000 Stunden gelebt habe, ohne Alternative, weil ich hier die Antwort auf die uralte Menschheitsfrage gefunden habe: Wie kann ich glücklich sein angesichts von soviel Elend, Krankheit und Tod und der Gewissheit der eigenen Endlichkeit?

Was wird sein in 20 Jahren? Ich wünsche mir, dass es dann immer noch ein sehr lebendiges Little Smile geben wird in dem dann Menschen wie Anka Blank für das stehen, was uns so anders macht: Die Zuversicht, dass etwas von dem bleibt, was wir Tag für Tag hier leben und hoffentlich in so manches Kinderherz gepflanzt haben, auf dass diese Kinder es dann weitertragen: Leben heißt lieben und lachen, helfen und schenken und durch die Freude anderer selbst reich beschenkt werden, oder wie wir es zu unseren Kindern sagen:

„Be happy and make happy!“



Inhalt

- 1 *Das Unmögliche versuchen*
- 2 *Am Anfang war ein Versprechen*
- 4 *Geboren aus Schlamm und Chaos*
- 8 *Ein Leben - Zwei Welten*
- 12 *Tsunami*
- 18 *Wie Luxmi das kleine Lächeln fand*
- 22 *Versöhnung beginnt im Herzen*
- 24 *Gefangenenummer 2106*
- 28 *Weihnachten im Gefängnis*
- 30 *Steter Tropfen ... Der Planet schreit!*
- 32 *Sich regen bringt Segen - Projekte*
- 44 *Wenn das Lächeln stört*
- 46 *Danke*
- 48 *Als die Seele weinte*
- 50 *Ich denke, also bin ich - über die Bildung*
- 54 *Abschied nehmen*
- 56 *Eine große Familie*

Am Anfang war ein Versprechen

Es begann mit dem Wunsch, meinem damals 9jährigen Sohn Manuel eine ganz andere Welt zu zeigen, weit weg von dem, was er in Bayern gewohnt war. Diese gemeinsame Entdeckungsreise führten Vater und Sohn nicht in Hotels und an Strände sondern in entlegene Gebiete Sri Lankas.

Viel haben wir gesehen in diesen vier Monaten, aber ein Erlebnis sollte letztlich zur Geburtsstunde von Little Smile werden.

Wir waren zu Fuß in den Bergen unweit der Stadt Haptale unterwegs. Eine Frau hatte uns auf dem kleinen Pfad durch endlose Teeplantagen entdeckt und in ihr entlegenes Dorf „entführt“. Ich sollte von ihrer Tochter unbedingt ein Foto machen, da bereits zwei Kinder von ihr verstorben waren, ohne dass auch nur ein einziges Bild an sie erinnerte. Wir kamen in eine dieser namenlosen Behausungen, drei Langhäuser, mehr Ruinen, in denen die Teeplückerinnen mit ihren Familien hausten. Es gab weder Wasser noch Strom, ja nicht einmal einen einzigen Stuhl im Dorf. Die Kinder dort staunten nicht schlecht, hatten doch die meisten von ihnen noch nie einen Weißen gesehen. Besonders begeistert freilich waren sie von dem Weißen in Miniaturausgabe, blond, blaue Augen....

Kinder brauchen nicht unbedingt die Sprache, um sich zu verstehen und schon bald spielte Manuel mit den einheimischen Kindern Verstecken. Mir fiel gleich ein Mädchen auf, etwa elf Jahre alt, sehr dünn, voller Narben, bekleidet nur mit einem zerrissenen Männerhemd. Sie war sehr schüchtern, man spürte förmlich, wie gerne sie mitgespielt hätte. Schließlich gab sie sich einen Stoß und lief mit den anderen Kindern.



Mit zunehmender Unruhe wartete ich auf die junge Frau, die ich fotografieren sollte, denn wir hatten Regenzeit und am Nachmittag waren dicke Wolken und Regen zu erwarten, die eine Rückkehr unmöglich machen würden. Endlich kam eine Frau von der Arbeit in den Teeplantagen zurück. Doch sie schaute nur neugierig zu mir herüber. Fast gleichzeitig huschte das schüchterne Mädchen an uns vorbei. Wenig später wurde ich durch Kinderschreie aufgeschreckt, wie ich es noch nie in meinem Leben gehört hatte. Ich rannte an das andere Ende des Langhauses und

sah die Frau, wie sie mit einem dicken Zimtprügel auf das am Boden liegende Kind einschlug. Sofort ging ich dazwischen, entsetzt und wütend zugleich. Es entstand ein großes Durcheinander, Männer und Frauen kamen gelaufen, ich verstand damals kaum tamilisch und erst der Frau, die mich hergebeten hatte, gelang es nach einiger Zeit mühsam zu erklären: Bei dem Mädchen, das misshandelt worden war, handelte es sich nicht um die Tochter der Frau, sondern um ein Waisenkind, das sie für ein wenig Geld gekauft hatte. Nicht zum Spielen sondern zum Arbeiten, wie sie entrüftet heraustrieß. Das Kind aber hatte gespielt und bekam jetzt seine „gerechte Strafe“. Niemand hier fand etwas dabei, dass dieses Mädchen halb tot geprügelt wurde. Es war ja nur ein Waisenkind.

Manuel und ich mussten die ganze Nacht in einem winzigen Raum des Langhauses verbringen, denn es hatte heftig zu regnen begonnen. Wir konnten nicht schlafen, wachgehalten durch das eben Erlebte und das leise Wimmern des unglücklichen Kindes. In dieser Nacht versprach ich meinem Sohn, dass wir etwas für dieses Kind tun würden. Ich wollte es gleich am Morgen "kaufen" und einen guten Platz suchen. Doch als wir wild entschlossen am Morgen das Kind holen wollten, war es gestorben. Niemand im Dorf verstand unsere Empörung, unser Entsetzen, schließlich war das doch nur ein Waisenkind gewesen.

Ich konnte das meinem Sohn gegebene Versprechen diesem unglücklichen, namenlosen Kind gegenüber nicht mehr einlösen.

Aber, dieses Erlebnis sollte unser Leben verändern.

Monate suchte ich nach einem Hilfsprojekt für Waisen in Sri Lanka, das ich unterstützen wollte. Viele Waisenhäuser habe ich genau angeschaut, eine Reise voller Ernüchterungen. Schließlich rang ich mich dazu durch, unter Einsatz von einem Großteil meiner Zeit, meines Vermögens und all meiner Energien selbst einen Ort für diese Kinder zu schaffen.





Geboren aus Schlamm und Chaos

Hacken, Palavern, unterbrochen von Singsang, eingehüllt in das Trommeln des Regens. Husten, Spucken mit lautem Räuspern, plitsch, platsch, die Tropfen fallen durch ein löchriges Dach in einen der zahllosen Eimer, die wir im Haus aufgestellt haben. Ja und da ist noch dieses Quaken aus tausenden von Froschkehlen, auf- und abschwellend. Ich kann nicht schlafen und dafür ist zu allererst nicht das Höllenspektakel um mich herum schuld. Es plagt mich ein schlechtes Gewissen. In den beiden Räumen neben mir liegen meine Eltern und ich kann mir nicht vorstellen, dass sie schlafen können. Dabei müssen sie todmüde sein nach dieser Reise ans „Ende der Welt“. Nichts aber schon garnichts ist fertig und das, was da ist, wird vermutlich längst weggeschwemmt sein, bevor der Morgen graut. Ich stehe auf, taste mich mit der Taschenlampe durchs Haus, leere die Eimer aus und stelle sie zurück.

Leise klopfte ich an die Tür und höre sofort die dunkle Stimme meiner Mutter. „Ja, bist du es Michael?“ Ich trete in den kleinen Raum, am Boden brennt eine Kerze, die dritte, wie mir die beiden Stummeln verraten. Mit leisem Zischen verbrennen die Flügel der Termiten, die auf ihrem Hochzeitsflug vom Licht, das sie magisch anzieht, verbrannt werden. Auch vor dem Strahl meiner Taschenlampe hat sich eine kleine Wolke aus diesen Insekten gebildet, ich knipse sie rasch aus und die armen Wesen rasen auf

die Flamme zu, mitten hinein ins knisternde Verderben. Ich stehe da, blicke auf die Schatten meiner Mutter, die irgendwie versucht, eine gute Liegeposition zu finden. Ich weiß, sie hat Schmerzen, ein langes und sehr arbeitsreiches Leben hat Spuren hinterlassen. Ich suche nach Worten, will mich entschuldigen, irgendwie erklären, was ich selbst nicht verstehe. Warum haben ich all den Be- teuerungen geglaubt: no problem hier, no problem da, klar wird alles fertig und am 7. Dezember können wir die Kinderhäuser eröffnen. Das ist morgen. „Mach dir keine Sorgen, Michael“, höre ich aus der Dunkelheit, „das wird schon“. „Andere Länder, andere Sitten, hör doch, wie die sich plagen trotz all dem Regen und Dreck und dann auch noch ohne Strom und mit all den Viechern hier“. Hör ich recht? Meine Mutter, die ich mit über 70 in dieses Urwaldloch gebracht habe, tröstet mich? „Kann ich irgendwas für dich tun?“ frage ich hilflos.

„Alles gut, schau lieber nach dem Bandula, der muss ja tropfnass sein, der arme Kerl“. Ich weiß, dass nicht alles gut ist, dass meine Mutter Schmerzen hat, dass die fast 24stündige Anreise sie mitgenommen hat.

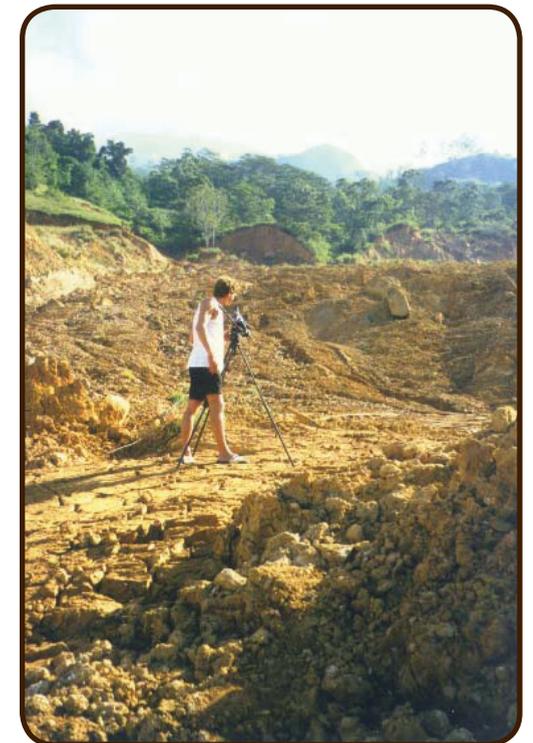
„Danke“, murmele ich, „ich kümmere mich um Alles, wir schaffen das schon“. Hat meine Mutter meinen Zweifel gehört?

Gestalten tappen durch eine Wand aus Wasser und Insekten. Hinter dem Haus

brennt unter einem Blechdach ein großes Feuer, eigentlich sind es mehrere Feuerstellen, an denen geschäftig gekocht wird. Alles und jeder ist nass, aber das scheint keinem wirklich was auszumachen. Obwohl der Rauch einen Teil der Insekten fernhält, stürzen immer noch genügend in die Berge aus Reis und diversen Gemüse-Curries, versinken, verschwinden. Alles hier scheint im Regen zu versinken. So was habe ich in all den Jahren in diesem Land noch nicht erlebt. Die Schleusen haben sich geöffnet. Zwei Gestalten, nackt bis auf einen pitschnassen Sarong um die Hüften gewickelt, hacken immer wieder eine Rinne frei, damit das Wasser abfließen kann und nicht unsere provisorische Küche mitnimmt. Aus der nassen Dunkelheit taucht Bandula auf, er mustert mich kurz. „Gut dass du da bist. Kannst du mal das Kartoffelcurry probieren? Nicht, dass es deinen Eltern zu scharf ist.“

Die Welt geht in dieser Nacht nicht unter und kurz bevor der Morgen graut, hört es auf zu regnen. Schöner wird es dadurch freilich auch nicht. Alles Schlamm, nur die Bühne, die gestern errichtet worden ist, ragt aus dem rotbraunen Sumpf. Die Köche und Helfer drängen sich um das Feuer, sie frieren, haben sich in schmutzige Handtücher gewickelt. Wie Puderzucker bedecken die toten Termiten weite Teile des Drecks, Ameisen bahnen sich ihren Weg. Auch ein Nachbarhund, der vergeblich auf Spenden aus der Kü-

che spekuliert hat, labt sich an diesem Haufen aus winzigen Proteinen. Das tragische Ende einer verregneten Hochzeitsnacht wird zum offiziellen Geburtstag des ersten Kinderheimes von Little Smile. Oder auch nicht, denn gerade erfahre ich, dass unweit des Nachbardorfes Koslanda der alte Erdrutsch wieder in Bewegung geraten ist, nichts mehr übrig ist von der neuen Straße, die vor wenigen Wochen erst mit großem Hurra und dem Segen der Buddhisten, Hindus und Christen eingeweiht worden ist. Bandula hat schon den einzigen Van des Dorfes gechartert, nimmt mich mit zum Ort der Katastrophe.



„Wir legen Bretter und ich habe Leute engagiert. Die halten Seile und helfen unseren Gästen durch das Wasser und den Dreck. Das geht schon“. Ich teile die Zuversicht meines singhalesischen Begleiters nicht, auf mindestens 80 Metern ist da, wo gestern noch das neue Teilstück einer Straße war, nur Sumpf und ein Fluss aus schlammigem Wasser, aus Steinen, Baum- und Häuserresten und Dreck, Dreck und nochmal Dreck. An beiden Seiten haben sich Gruppen von Menschen gebildet, drei Gestalten ganz in weiß fuchteln von der anderen Seite aufgeregt mit den Händen.

„Die Padres aus Adisham, dem Benediktinerkloster, die holen wir zuerst“, meint Bandula trocken und ich bin mir nicht

ganz sicher, ob er die Passage nicht mit den Vertretern des christlichen Glaubens getestet, bevor der singhalesische Buddhist entscheidet, ob auch die buddhistischen Mönche rübergeholt werden können. Ich winke zurück, lächle, was ziemlich dumm ist weil man das aus gut hundert Metern Entfernung bestimmt sehen kann.

Einer unserer Helfer braust auf einem Motorrad heran mit etwas Weißem im Rücken. „Breakfast is ready“, schleudert er mir entgegen, mit einem breiten Lächeln.

Ich traue meinen Augen nicht, mein Vater hält sich an dem viel kleineren Fahrer fest, seine langen weißen Haare sind wild zerzaust.

Lange schauen wir schweigend auf die entfesselten Naturgewalten, die winzigen Menschen, ihre Hilflosigkeit, der sie Improvisation und Naivität entgegensetzen. Einige beginnen mit Stangen im Morast herumzustochern, hüpfen von Felsen zu Felsen, suchen einen Weg. Von wegen hilflos. Plötzlich spüre ich die Hand meines Vaters auf meiner Schulter.



„Das hier ist erst der Anfang, glaub mir, und egal wie die Eröffnung später laufen wird, all das ist gar nicht wichtig. Mama und ich sind nicht gekommen, damit du uns da was vortanzen lässt und jeder so tut, als wäre es die leichteste Sache der Welt, einen Ort der Menschlichkeit zu schaffen.“ Er schweigt und hinter uns hören wir wieder: „Sir, breakfast is ready“. Mein Vater lächelt seinen Motorradpiloten an: „We will come“. Und dann zu dem riesigen Erdbeben gewandt: *„Große Dinge müssen fast immer auch große Probleme überwinden, wer etwas wirklich Wichtiges tut, wird meist mit Dreck beworfen und ihm werden viele Steine in den Weg gelegt.“* Und dann dreht er sich um und schaut mir in die Augen: *„Es ist nur entscheidend, was man selbst tut oder eben nicht tut und dass man sich immer wieder fragt, ob das auch das Richtige und Wichtige ist.“*

Und dann lächelt mein Vater: „Breakfast is ready, aber bitte, ich fahre doch lieber mit dir zurück“.

Überall laufen Leute herum, schaufeln Schlamm und Dreck von einer Seite zur anderen, spannen bunte Tücher, schleppen Stühle. Im Haus begrüßt uns meine Mutter mit einem Lachen. „Da seid ihr ja endlich, ich habe schon ein wenig probiert. Das schmeckt gut, ein bisschen scharf, aber gut“. Ich sehe ihre tiefen Augenringe, die sich nicht weglächeln lassen, denke an die Insekten, die sicher einen Teil zum „guten Geschmack“ beitragen und lächle zurück. Und plötzlich weiß ich: Es wird alles gut, nicht nur heute sondern auch danach, wenn es richtig losgeht hier im Bergurwald von Sri Lanka.







Ein Leben - Zwei Welten



Eichstätt am Heiligen Abend im Jahr 2001

Meine liebe Little Smile Familie,

sitze hier in einem winterlich verschneiten Bayern und denke an euch. Wenn ich die Uhr jetzt die viereinhalb Stunden weiterdrehe - bei euch ist es jetzt 6 Uhr am Abend. Irgendwie ist das ja die schönste Zeit. Wenn ich ganz leise bin, dann meine ich, dass ich euch hören kann. Ihr macht gerade Eure Vorführungen, Dramen, Lieder, Erandi spielt auf der Orgel und ganz sicher tanzt Maheshi, Niluka und viele von euch werden singen... Bestimmt wird Namal nach seinem Teil wieder dieses Lächeln aufsetzen. Alle kann ich mir so gut vorstellen und auch wenn ihr mich nicht sehen könnt, ich bin dabei, habe meinen Geist zu euch geschickt.

In Deutschland feiern wir heute den Heiligen Abend. Ich möchte euch eine kleine Geschichte erzählen und bitte Bandula, dass er sie euch übersetzt:

Als fünfjähriger Bub habe ich im Kindergarten kurz vor Weihnachten eine Art Theater eingeübt. Da ziehen ein Mädchen und ein Junge als Maria und Josef verkleidet von Tür zu Tür und klopfen an. Sie bitten darum, dass man sie reinlässt ins Warme. Josef bettelt förmlich, beschwört die Menschen in den Häusern seine hochschwängere Frau doch aufzunehmen. Doch sie werden immer abgewiesen. Nun bekam ich die Rolle eines Mannes, der die Bittenden weiterschickt, weil sie kein Geld haben.

Das ganze Stück wurde gesungen und ich kenne noch jedes Wort und die Melodie, als sei es gestern gewesen. Wenn ich im Januar komme, kann ich euch alles vorsingen.

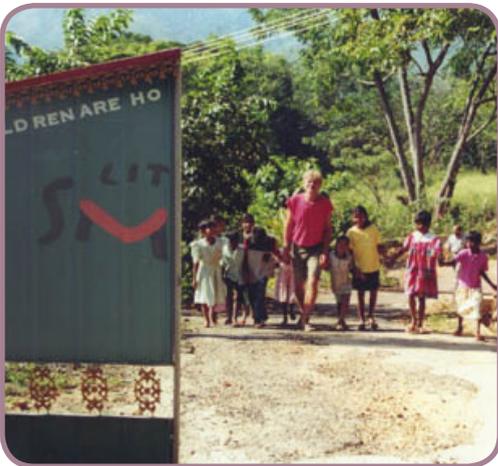
Also weiter mit meiner Geschichte: Der erste Mann hatte keinen Platz und schickte Maria und Josef weiter, der zweite, das war ich, fragte, wie viel sie bezahlen könnten. Da die beiden arm waren und kein Geld hatten, musste auch ich sie wegschicken.

Ich hatte keine Probleme mit meiner Rolle, Text und Melodie gut gelernt.





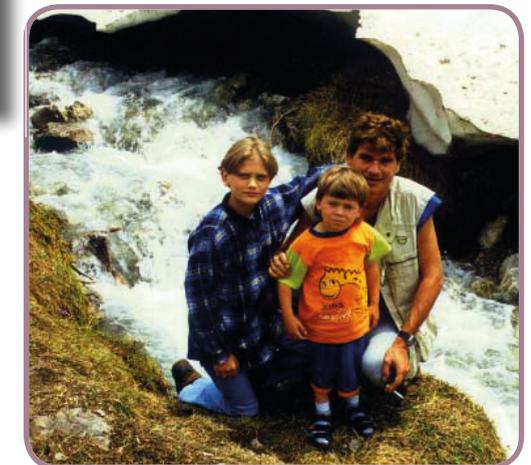
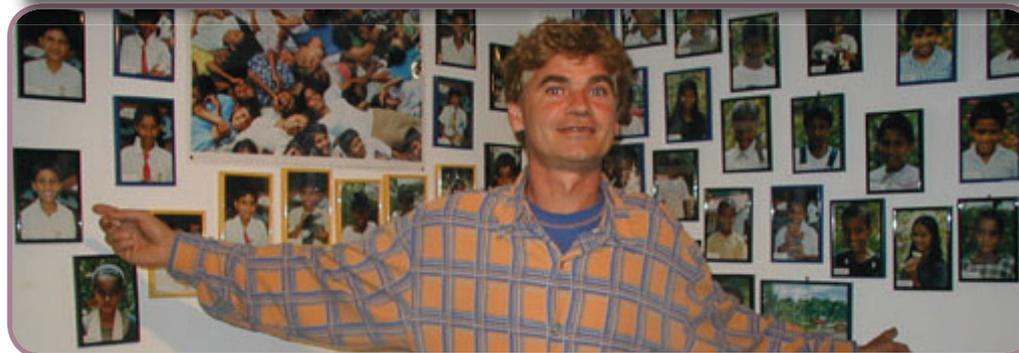
Dann kam es in der Kindermesse am heiligen Abend zur Aufführung. Alle waren wir sehr aufgeregt, natürlich wollte keiner von uns einen Fehler machen vor so vielen Leuten. Maria und Josef wurden an der ersten Tür nicht eingelassen, tippelten ein paar Meter und kamen zu mir. Und plötzlich fuhr es in mich, was ich da tun sollte. Maria, die das Christkind zur Welt bringen sollte, die musste ich jetzt in die Kälte schicken. Das ging doch nicht, das wollte ich nicht, das durfte ich nicht. Ich brachte keinen Ton heraus. Das Mädchen, das Maria spielte, sagte mir ein, Josef sagte mir ein, aber ich wollte die beiden reinlassen und nicht wegschicken, doch das war ja nicht vorgesehen. Ich glaube, damals haben sich alle für mich geschämt, für den kleinen, dummen Jungen, der seinen Text vergessen und die Vorstellung zum Stocken gebracht hatte. Auch ich habe mich geschämt, stand mit hochrotem Kopf vor all den Leuten. Stotternd habe ich Maria und Josef dann doch nach dem Geld gefragt und schließlich weitergeschickt.



Heute seid ihr, jeder von euch, meine Kinder und ich mache die Tür und mein Herz weit auf für euch. Weil ich aber kein Haus hatte, in das ich euch einlassen konnte, haben Bandula und ich Häuser gebaut. Weil aber Liebe mehr bedeutet als nur die Tür aufzumachen, weil Liebe auch immer Sorge um den geliebten Menschen heißt, haben wir eine Schule gebaut, eine Werkstatt, euren Spielplatz. Ihr seid hier nicht Gäste, ihr seid Little Smile und ihr seid meine Familie, meine Kinder, die ich sehr lieb habe. Es gibt Menschen in Deutschland, die werden heute, wenn sie unter dem geschmückten Weihnachtsbaum stehen, an euch denken!



Ich wünsche euch allen, von Herzen ein frohes Weihnachtsfest!
Euer Lokuthaththa







Tsunami - das Unvorstellbare wird Wirklichkeit

Mein Blick folgt den Wellen wie sie sich, weit draußen, mit einer im Morgenlicht silberglänzenden Schaumkrone aufbauen, dem Strand zustreben, brechen und sanft im Sand ausrollen. Ich schließe die Augen, höre, rieche, fühle.

Ganz ähnlich muss es auch damals gewesen sein, am Morgen des 26. Dezembers 2004. Zweiter Weihnachtstag für die Christen, Vollmondfeiertag für Buddhisten und Hindus. Ein wunderschöner, sonniger Morgen nach der langen Regenzeit, wie geschaffen dafür am Meer zu sitzen und zu träumen. Niemand konnte auch nur ahnen, dass sich da, weit draußen in der Weite der unendlich scheinenden Wassermassen nach einem Seebeben eine Welle auftürmte, so groß und gewaltig, dass sie Alles, was sich Menschen vorstellen können, sprengen wird. Wo ich jetzt sitze, standen Häuser, Grund ist kostbar in Kalmunai, da diese überwiegend von Moslem bewohnte Stadt bisher weitgehend vom Bürgerkrieg zwischen Singhalesen und Tamilen verschont geblieben ist. Die Stadt ist bis ans Meer gerückt, ganz dicht, viel zu dicht.

Zwei Stunden brauchte die gigantische Welle, bis sie am Morgen gegen halb acht die Küste Sri Lankas erreichte. Viele waren noch extra zur Küste gelaufen, als sich das Wasser weit ins Meer zurückzog, neugierig und ahnungslos, dass dies der Vorbote war einer Welle, wie sie die Menschheit bisher nicht kannte.

Insgesamt fielen dieser beispiellosen Naturkatastrophe 230.000 Menschen zum Opfer, gut 35.000 alleine in Sri Lanka, etwa 1,7 Millionen wurden obdachlos. Nicht nur angesichts dieser Dimension der Zerstörung, wer damals vor Ort war, helfen wollte, fühlte sich zu allererst klein und hilflos.

Tsunami vor dem 26.12.2004 kannte ich dieses Wort nicht einmal, danach war in meinem Leben nichts mehr so wie es vorher war. Ich wurde nicht mitgerissen von Wassermassen, habe keine nahen Verwandten verloren und doch wurde ich zum Opfer dieser Welle, die neben Tod und Verwüstung auch das Edelste und das Niederträchtigste in den Menschen freilegte, Großherzigkeit und Gier, selbstlose Hilfe und arglistigen Betrug. Chance und Fluch, nichts passt zusammen in meinen Gefühlen, wenn ich an diese Zeit und ihre Folgen denke.

Der Tag danach.

Im Kinderdorf wird alles, was wir entbehren können zusammengepackt, ein rotes Kreuz auf unseren Lastwagen gemalt, Aufbruch ins Ungewisse, mehr als 150 Kilometer durch Bürgerkriegsgebiet. An jeder Straßensperre - und davon gab es sehr viele - will man uns zurückschicken und lässt uns dann, oft nach stundenlangen Verhandlungen weiterfahren, auf eigene Verantwortung. Endlich angekom-

men, Chaos. Endlose Tage und Nächte, schlafen im Lastwagen, ein Krankenhaus, in dem viele Verletzte sterben, weil es keine Medizin gibt wird zum Wendepunkt. Wir werden ein Medizinlager bauen, irgendwie.

Auf der einen Seite WIR, eine Handvoll völlig überforderter einheimischer Helfer, die mir und meinem damals 17jährigen Sohn beistehen oder doch zumindest so tun, auf der anderen Seite ein Heer von Jasagern, Hilfsprofis und Offiziellen, die schnell verstanden haben, wie man an der Not verdient?

15 Jahre sind vergangen, längst gibt es in Sri Lanka selbst an den Jahrestagen kaum noch jemanden, der sich an diese Katastrophe erinnert, die Menschen hier vergessen schnell, nicht nur die Opfer, sondern auch all diejenigen, die damals bis an den Rand der Selbstaufgabe geholfen haben. Dankbarkeit gehört in Sri Lanka auch nicht zu den Stärken.

TSUNAMI



Tsunami - Gedankensplitter

Es ist,
als sei ich auf einem anderen Planeten. Stockdunkle Nacht seit vielen Stunden, links und rechts der Straße tauchen immer mal wieder Ruinen auf. Im Februar 2005 gab es in Sri Lanka noch kein Handynet, Google Maps war vermutlich noch nicht mal erfunden. Ich hatte keine Ahnung wo ich war, irgendwo zwischen Hambantota und Matara. Hier hatte der Tsunami ganze Arbeit geleistet. Kein einziges Auto wird mir auf der vierstündigen Fahrt begegnen. War da nicht ein Geräusch? Ich drehe mich um, stiere mit müden Augen in die Dunkelheit. Die Kinder in Little Smile haben mich gewarnt, bei meinem Aufbruch haben einige geheult. „Geh nicht, Lokuthaththa, dort an der Küste der Toten wartet Mohini mit ihrem Baby im Arm. Sie kann auch während der Fahrt einfach hinter dir im Auto sitzen und sie wird dich töten, niemand kann Mohini entkommen.“ Doch im Van sind nur dringend benötigte Medikamente für das Krankenhaus in Galle. Aber da war doch was am Straßenrand. Eine Frau vielleicht? Ich bekomme eine Gänsehaut, der Weg ist noch weit.

Ich stehe
im nächtlichen Eichstätt.
12. Juni 2005. Ich bin erst wenige Tage zurück in Deutschland, das Interesse ist gewaltig, die Jahrtausendkatastrophe in aller Munde. Gestern war ich das erste Mal – es wird auch das einzige Mal bleiben – im Bundeskanzleramt in Berlin. Die Tsunamibeauftragte der Bundesregierung, die Frau des Bundespräsidenten Johannes Rau, Christina Rau, wollte mit mir diskutieren, wie man koordinierter, sinnvoller und effektiv in Sri Lanka helfen kann. Hinter mir rattert der Kontoauszugsdrucker der Volksbank. Eine Welle der Hilfsbereitschaft sucht den direkten Weg zu denen, die am anderen Ende der Welt von der Naturkatastrophe heimgesucht worden sind. So viel Vertrauen! Ich denke an all das Chaos, an all die Probleme dort, atme tief durch. Ende der Woche geht es schon wieder zurück.

Ich stehe
mit meinem Sohn Manuel in
knetiefem Brackwasser, Gestank, Krähen,
Berge von Unrat, Müll, Trümmer. Wenigstens die
Leichen wurden inzwischen rausgefischt. Das Krankenhaus
der Stadt Kalmunai gleicht einem Tollhaus. Eine junge Mutter
drückt mir ihr Baby in den Arm, heult hysterisch, ich soll helfen.
Ich renne zu einem der Ärzte, der müde an der Wand lehnt.
Die Mutter folgt mir wimmernd. „What can I do?“ Ich zeige
auf das Baby. „Bring us medicine“, ist die Antwort.
“No, what can I do for this Baby?”
“Nothing, it's dead”





Es ist entwürdigend! In einer langen Schlange stehen die Vertreter zahlloser Hilfsorganisationen vor dem Büro des Innenministers der Sozialistischen Republik Sri Lanka. „I can help you to meet the Minister so you can help and earn money, but I also need some help!“ Überall wird bestochen und geschmiert, damit man die offizielle Erlaubnis bekommt, vor Ort zu helfen. Ich beschließe, es geht auch ohne. Auf der stundenlangen Rückfahrt entlang der Südküste sehe ich immer wieder dieses oder ähnliche Bilder. Weißhäutige Helfer, schwitzend, sonnenverbrannt, zimmern an Holzhäusern oder rühren Zement, während ihnen überwiegend junge Einheimische schwatzend zuschauen, oft mit Zigarette und Softdrink in der Hand. Es ist der 18. September 2005, mein Geburtstag.

Weihnachtszeit 2005, zu Besuch in meiner Vergangenheit. Überall Scheinwerfer, Kameras, die große Livesendung, STERNSTUNDEN – Die Benefizaktion des Bayerischen Rundfunks. Wir sind eingeladen, wir heißt mein Sohn Manuel und ich. Ein unvorstellbar hartes Jahr liegt hinter mir. Auch für Sternstunden haben wir in Sri Lanka Not gelindert, haben Kindern an der vom Bürgerkrieg und dann auch noch vom Tsunami verwüsteten Ostküste ein Heim gebaut und versuchen alles, damit dieser Ort auch zur Heimat auf Zeit für diese Kinder wird. Keiner will von den Problemen hören, von all den Schwierigkeiten, niemand wird sich je die Entbehrungen vorstellen können, mit denen auch dieser Erfolg erkaufte worden ist. Noch habe ich keine Ahnung, was ich sagen werde, ich werde ganz einfach die Wahrheit sagen, soviel davon, wie man hier in der vorweihnachtlichen Feierlaune verstehen kann und will. Ich will und brauche keine Probe, rufe lieber meine Mutter an, es geht ihr nicht gut. Ich weiß, dass sie heute endgültig ihren Schmerz überwindet, dass sie ihren Sohn nach Sri Lanka verloren hat, ihn nie mehr ihre Liebessendung Kunst & Krempel moderieren sieht, dass er so weit weg ist, in einer ganz anderen Welt. Als ich später dann vor tausenden von Menschen in der Halle und vor Millionen an den Fernsehschirmen von Little Smile rede und dem, was ich, was wir tun, sehe ich meine Mutter vor mir und ich sage all das, was ich ihr sagen will. Die Leute klatschen, der Moderator wird nervös, die vorgesehene Zeit ist vorbei, ich solle aufhören, ich kenne diesen Blick aber ich kann nicht, noch nicht. Und ich erlebe wieder einmal: Menschen spüren Ehrlichkeit und sie bekommen diese viel zu selten.

Wie der Tsunami mein Leben veränderte - nur einige Beispiele

Im Jahr **2005** werde ich vom Bayerischen Rundfunk für meinen Einsatz an der Katastrophenfront als „Bayer des Jahres“ ausgezeichnet, zwei Jahre später ist die mir vom Sender gesetzte Frist abgelaufen, mein „unbezahlter Urlaub, um Gutes zu tun“ erschöpft. Ich verliere meinen Beruf, meine Sicherheit, meinen Status, einfach so.



Weil so viel in Sri Lanka drunter und drüber geht, versäume ich im **Sommer 2007** das vorgezogene Geburtstagsfest meiner Mutter. Als ich es endlich schaffe sie zu besuchen, halte ich die Hand einer Sterbenden.



Ende 2007 erlässt die neue Regierung eine Verfügung, nach der alle ausländischen Mitarbeiter von Hilfsorganisationen das Land verlassen müssen. Da ich rechtzeitig vorgewarnt worden war, beschließe ich schweren Herzens, in Sri Lanka privates Geld zu investieren und gründe die Farm in Dikkapitiya. Hauptzweck: Ich erhalte mein Visum nun als Investor und werde nicht aus dem Land gejagt, kann also auch weiter dafür sorgen, dass Hilfsgelder nicht einfach verschwinden.



2010 bringt mich meine Unbestechlichkeit und meine Kompromisslosigkeit bei der Verwendung von Hilfsgeldern mit einigen der Mächtigen des Landes in Konflikt. Ich lande im Gefängnis, komme nach schweren Tagen und Nächten, dank der Unterstützung aus der alten Heimat wieder frei. Mit einer endlosen Kette von Gerichtsprozessen will man mir danach den Mut rauben, mich zum Aufgeben zwingen.

Ende 2011 macht sich mein Vater, mit 85 Jahren, auf die weite Reise, um die Internationale Schule in Kalmunai, das „Maria Theresia Collage“, benannt nach seiner verstorbenen Frau, einzuweihen. Es ist das letzte offizielle Tsunami-Projekt, das wir fertigstellen. Diese Momente mit meinem Vater gehören zu den wertvollsten meines Lebens.



Suresh, der Singhalese, der für mich Freund war, Wegbegleiter und Kampfgefährte, gerade auch in der ersten Zeit nach der Katastrophe, der Mensch, dem ich so viel geholfen und dem ich vertraut habe, verrät mich und unsere Freundschaft. Er will abkassieren und ich stehe ihm dabei im Weg. **2012** lässt er seine Maske fallen, stellt sich offen gegen mich, die vielen Hilfsgelder und das schlechte Beispiel so Vieler, die plötzlich reich geworden sind, haben ihn korrumpiert.

Anfang 2013 muss ich fast alle meine leitenden Mitarbeiter entlassen. Sie hatten darauf spekuliert, dass ich den Machtkampf verliere und bereits versucht, sich ihren „Anteil am Kuchen“ zu sichern.

2015: Seit der Flut der Hilfsgelder nach der Tsunamikatastrophe sehen die staatlichen Behörden die Arbeit aller Nichtregierungsorganisationen sehr kritisch. Unser jahrelanger Kampf gegen die Jugendschutzbehörden und die staatlichen „Kinderschützer“ führt dazu, dass neue, staatliche Richtlinien, die die Rechte der Betreiber von Kinderheimen und damit die Rechte der Kinder stark eingeschränkt hätten, zurückgenommen werden müssen. Der Kampf mit dem „Probation“ ist damit jedoch noch lange nicht zu Ende. Erst im Jahr 2018 erkennen die staatlichen Behörden unseren Weg als den richtigen an und behindern unsere Arbeit mit und für Kinder nicht mehr.



2017: Meine Frau Elke, die mich stets großartig unterstützt hat, verliert nach 15 Jahren des Wartens die Hoffnung auf meine dauerhafte Rückkehr. Sie kann so nicht weiterleben. Unsere Wege trennen sich, ohne Streit, ohne böses Gefühl aber doch voller Wehmut und mit dem Wissen, für meinen bedingungslosen Einsatz für die Opfer der Tsunamikatastrophe einen hohen Preis bezahlt zu haben.

Wie Luxmi das kleine Lächeln fand

Ich möchte eine kleine Geschichte erzählen, die wie ein Märchen klingt. Da gibt es ein armes Mädchen, eine böse Mutter, eine „Hexe“ und viele herzlose Menschen und....

Da sich die Geschichte in Sri Lanka abspielt, nennen wir das Mädchen Luxmi.

Hügel der Tränen

Eine armselige Behausung auf einem baumlosen Berg. Es gibt dort nur Steine, kein Wasser, nicht einmal ein Strauch kann da leben. Dieser trostlose Fleck gehört den Armen, weil ihn sonst kein Mensch will. Doch selbst hier unter den Verlierern gibt es noch ein Recht des Stärkeren. Für Luxmi und ihre kleine Schwester bleibt der schlechteste Platz übrig bei einer älteren, bösen Frau. Diese Alte bekommt Geld dafür, dass sie Kinder, die von der Polizei gesucht werden, wegen Diebstahl und Betteln, für einige Zeit versteckt.

Das Leben bei dieser „Hexe“ ist auch nicht besser als auf der Strasse. Oft und es scheint auch gerne schlägt sie die Kinder und wenn ein Kind versucht wegzulaufen, holt sie einige Männer, die das Kind wieder einfangen. Ohne Geld gibt es kein Entrinnen und die Kinder haben kein Geld, weil sie alles abgeben müssen, was sie stehlen können oder erbetteln. Wer versucht wegzulaufen und erwischt wird, den erwartet eine besondere Strafe. Mit einem glühenden Zweig werden große Brandwunden in die Beine gebrannt, weit oben fast am Popo, wo man es nicht sieht, es aber besonders weh tut. Sitzen kann man dann viele Wochen auch nicht mehr ohne Schmerzen.

Begegnung mit Loku Sudu Minha

Ein Mann kommt den Berg hochgeklettert. Er sieht ganz anders aus als die Menschen hier. Er ist sehr groß, hat eine fast weiße Haut und helle Haare. Einige der Kinder hier haben diesen Mann schon einmal gesehen. Sie wissen, er wird zu einer Hütte am Ende dieses Hügels gehen, wo ein alter Mann mit seiner blinden Frau lebt. Die Alten wären längst verhungert, doch sie bekommen drei Mal in jeder Woche Lebensmittel. Immer wieder schaut dieser seltsame Mann nach, wie es ihnen geht, niemand weiß, wann er kommt, aber alle sind sehr vorsichtig, wenn er in der Nähe ist. Sogar die Hexe, die sonst niemanden fürchtet, scheint vor diesem Mann Angst zu haben.

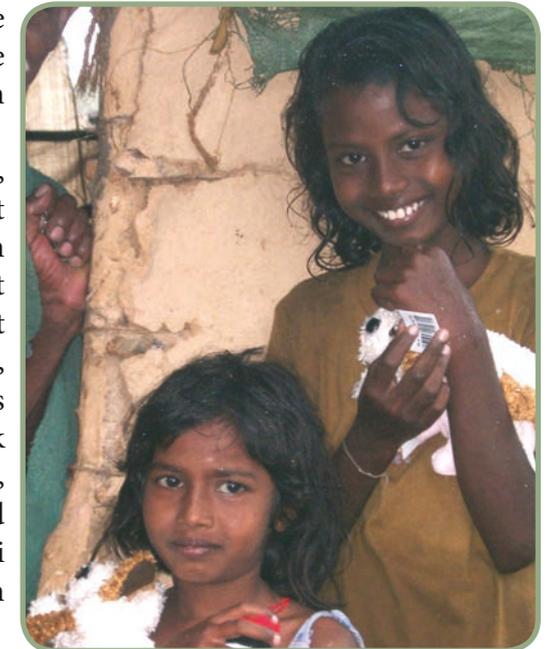


Die Kinder nennen ihn „loku sudu minha“ - den großen weißen Mann. Doch heute geht loku sudu minha nach dem Besuch in der Hütte der Alten nicht gleich zurück. Die Kinder können ihn ganz genau sehen, da die Lehmwände der kleinen Hütte, in der sie sich verstecken müssen, wenn dieser Mann in der Nähe ist, viele Löcher haben.

Er kommt gerade auf die Hütte der Kinder zu, bleibt stehen, spricht mit einer kleinen dunklen Frau, die er mitgebracht hat und zeigt auf die löchrige Wand der Behausung. Die Kinder erschrecken und kauern sich auf den Boden, wagen kaum zu atmen.

Die Hexe geht den beiden Fremden entgegen, fuchtelte aufgeregt mit den Armen, versucht sie irgendwie loszuwerden. Auf keinen Fall sollen sie die Kinder in der Hütte entdecken. Wie klein die Alte neben dem weißen Mann ist, wie schwach und hilflos sie plötzlich den Kindern erscheint.

Luxmi nimmt all ihren Mut zusammen, sie ist die Älteste in der Hütte mit ihren elf Jahren. Im Rücken der Alten schlüpft sie aus der Hütte und winkt dem sudu minha zu. Sie versteht nicht die Sprache dieses großen Mannes, seine Augen haben die Farbe des Himmels. Luxmi will nicht zurück auf die Straße, nicht zu den Männern, deren Atem so schlecht riecht und die sie immer anfassen muss, Luxmi will weg von der Hexe, weg von den Schlägen, egal wohin.



Luxmi hat eine Idee. Mit ihren Liedern kann sie manchmal selbst harte Menschen weich machen. Sie möchte auch für sudu minha singen, so wie auf den Strassen der großen Stadt. Sie möchte ihn verzaubern mit diesem Lied von dem Mädchen mit der jüngeren Schwester, den zwei Kindern ganz alleine auf dieser großen Welt, genau so wie sie und ihre Schwester.

Die Augen der Alten funkeln zornig und böse, Regen prasselt auf das Dach mit den vielen Löchern, läuft in die kleine Hütte, alle sind sie bald völlig durchnässt. Ganz plötzlich und sehr schnell kommen hier die dunklen Wolken und spucken ihre nasse Fracht über den kleinen Hügel.

Doch der fremde Mann ist nicht weggelaufen vor dem Regen, er ist in die Hütte geschlüpft, steht gebückt da, ein riesiger Schatten, Wasser tropft ihm auf die Haare, läuft über sein Gesicht.

Luxmi spürt, dass sie das Herz dieses Mannes weich gesungen hat, sie sieht es in seinen blauen Augen im Halbdunkel der Hütte. Sie hat keine Angst mehr, nicht einmal vor der Alten oder vor dem nächsten Abend und dem darauf folgenden Morgen. Anna Luxmi singt und schlägt auf ihrer kleinen Trommel, als ginge es um ihr Leben. Der Regen trommelt auf dem Blechdach mit ihr um die Wette.

„Podi Nangi Andanna Epa“ - kleine Schwester du brauchst nicht weinen.

„Oyatath Tharuwak Thiyenawa Suwargaye“ - auch für dich leuchtet am Himmel ein Stern.

Little Smile

Regen trommelt auf das Dach, schwillt zu einer kleinen Flut, der sich die Dachrinne vergeblich entgegenstemmt. Alles scheint extrem in diesem Land, Regen und Hitze, Freude und Tränen?

Doch selbst der stärkste Monsunregen kann nicht ins Innere des Hauses dringen. Luxmi sitzt am Fenster, vorsichtig auf der linken, nicht verbrannten Seite, die dünnen Beine an den Körper gezogen mit den Armen umschlungen, den Kopf auf den Knien. Anna genießt dieses Gefühl stärker zu sein als die Wassermassen, obwohl sie immer wieder den Kopf hebt um an der Decke nach Spuren von eindringendem Wasser zu suchen. Nichts, das Dach, das Haus ist stärker. Die Gebäude hier sind völlig anders, als die zahllosen Hütten, in denen Luxmi bisher gelebt hat. Groß, hell, sauber, mit Tischen, Bänken, ja sogar Schränken. Das tollste aber ist: zum ersten Mal in ihrem Leben hat Luxmi ein eigenes Bett, ganz für sich alleine.

Luxmi hat viel Zeit am Morgen wenn alle anderen Kinder in der Schule sind. Nicht alle, denn auch Walli Ama und die kleine Niroshani gehen nicht in die staatliche Schule.

Gestern ist Luxmi zum ersten Mal an diesen Ort gekommen. So oft war das Kind in den letzten Wochen am großen Tor vorbeigeschlichen, hat von der kleinen Strasse heruntergeschaut, die vielen Kinder hier gesehen. Die Alte hatte ihr Angst gemacht, erzählt, dass diese Kinder gefüttert und gepflegt werden. Wenn sie schön rund, gesund und sauber sind, werden sie in ein fremdes Land verkauft, wo ihnen dann das Herz heraus geschnitten wird, um dieses dann reichen Fremden zu geben. Am Anfang hat Luxmi diese Geschichten geglaubt und hatte Mitleid mit den lachenden und spielenden Kindern an diesem Ort. Aber es gab eben auch andere Geschichten. Zwar durfte Luxmi nie zur Schule gehen, aber sie kannte ein Kind aus der Schule. Da wurde dann viel erzählt von dem großen weißen Mann, der auch für die Schule eine Wasserleitung gebaut hat und einen Tempel für die Hindus, denen sonst in dieser Gegend niemand hilft. Dieser Mann war schließlich ja auch auf dem Hügel erschienen, mit Essen für Alte und Kranke.

Luxmi hatte sich überlegt, dass es vielleicht gar nicht so schlimm wäre, wenn man ihr später einmal das Herz heraus schneiden würde, denn bis dahin würde sie ein schönes Leben haben. Und nachdem sie an jenem Nachmittag im Regen, in der kleinen Hütte dem Mann ganz nahe gewesen war, seine so seltsamen Augen gesehen und seine dunkle Stimme gehört hatte, konnte das Mädchen nicht so recht glauben, was die Alte erzählt hatte, zumal die ja immer log.

Und so hatte Luxmi keine Angst gestern, als sie mit der Alten durch das große grüne Tor ging. Am Abend davor wollte Luxmi sterben, als die Alte ihr so wehtun ließ, weil sie aus dem Versteck gekommen und für den Mann gesungen hatte. In der Nacht hatte sie lautlos und ohne Tränen geweint und sich vorgenommen das Sterben zu verschieben. Lieber ein paar Tage oder Wochen gut leben, selbst wenn es ihr das Herz kosten würde.

Am Morgen dann hatte die Alte ihr wortlos ein Shirt und einen Rock hingeworfen, Kleidung, die Luxmi nur selten und bei besonderen Anlässen anziehen durfte.

Was sollte das bedeuten? Immerhin, um sie noch einmal zu bestrafen würde ihr die Alte nie gute Kleidung geben, weil man die nachher wieder waschen musste und Blut so schlecht raus ging. Und auch für das Betteln in der Stadt gäbe es ganz andere, zerrissene Kleidung. Was also würde dieser Tag bringen? Am Abend hatte Luxmi noch sterben wollen, aber jetzt wollte das Mädchen leben, hatte Angst, große Angst, als es hinter der Alten den Hügel herunterkletterte. Die Wunde am Bein schmerzte bei jedem Schritt besonders wenn der Stoff des Kleides das verbrannte Fleisch berührte.

Der Weg führte am kleinen Krankenhaus vorbei, den Pfad abwärts und bei dem mächtigen Regenbaum rechts. Die Alte musste verschlaufen und Luxmi hatte Zeit einen Blick auf das große Dorf der Kinder zu werfen. Sie standen jetzt genau auf der Strasse oberhalb dieses verbotenen Ortes. Luxmi überlegte, ob sie die Flucht wagen sollte, aber die Alte war schnell, schneller als irgendein Mensch es ihr würde zutrauen und das Mädchen hatte eine schmerzende Wunde. Es war aussichtslos. Traurig blickte das Kind auf die schönen Häuser mit den roten und weißen Dächern. Luxmi konnte nicht glauben was danach geschah. Die Alte bog wieder nach rechts ab und sie standen vor dem großen grünen Tor auf das große bunte Buchstaben gemalt waren, die Luxmi nicht lesen konnte, die aber lustig aussahen. Die Alte drückte auf die Klingel, eine Ewigkeit verging und Luxmi hatte zum ersten Mal an diesem Tag Angst aufzuwachen. Dann aber kam eine dicke Frau die Luxmi anlächelte. Die Frau hatte ein rundes Gesicht, zu große und etwas schiefe Zähne. Das auffälligste aber war ihr Lächeln, so breit, dass selbst das dicke runde Gesicht zu klein wurde. Es schien dem Mädchen, als würde der Mund immer größer werden und schließlich von einem Ohr zum anderen reichen. Was aber dem Mädchen sofort aufgefallen war, diese Frau roch vom Fuß bis in die Haarspitzen nach Essen, nach gutem Essen. Als könnte die Frau ihre Gedanken erraten, nahm sie Luxmi bei der Hand.

Zu dritt gingen sie den Berg herunter auf einer sauber gepflasterten Strasse. Es gab hier Schilder die den Weg zeigten und das war auch gut so, denn schon wenige Meter hinter dem Tor zweigte die Strasse zu einem sehr schönen hellen Haus ab. Die kleine Gruppe aber ging gerade aus weiter, immer noch den Berg runter, vorbei an einem sehr großen Haus mit vielen weißen Säulen. Und dann standen sie vor einem gelben Gebäude mit einem sehr schönen Bild, das eine Mutter mit einem Kind zeigte.

Die Tür dieses Hauses stand offen, aus dem Inneren drangen seltsame Geräusche, fast so als würde ein großer Vogel über ein poliertes Stück Holz laufen. Tak, tak, tak, tak? Im Raum waren wunderschöne Tische, auf denen Fernsehgeräte standen, die aber nur Schriftzeichen zeigten. Im Hintergrund erkannte Luxmi hinter einem riesigen Tisch den großen weißen Mann. Er lächelte Luxmi an, er schien gar nicht überrascht. Dann sagte er etwas zu der dicken Frau in einer fremden Sprache. Die sagte sofort „Yes, Lokuthaththa“ und zog Luxmi mit sich fort, in ihr Reich der tausend Gerüche.

Luxmi hatte die Alte seitdem nicht mehr gesehen und nicht einen Moment vermisst. Nachdem sich das Mädchen so richtig voll gegessen hatte, die dicke Frau aber immer noch nicht aufhörte, ihren Teller vollzuladen, kam die dunkle Frau, die Anna gestern mit dem weißen Mann, den hier alle Lokuthatha nennen, auf dem Berg gesehen hatte. Ihr Name sei Shantamalar. Luxmi spürte sofort, dass diese Shantamalar stark war und man mit ihr besser nicht kämpfte, sondern auf sie hörte. Shantamalar ging mit ihr zum großen hellen Haus. Sie zog feierlich einen Schlüssel

aus einer kleinen Tasche und Luxmi merkte, dass etwas besonderes passierte, so feierlich sperrte die junge Frau diese Türe auf. Im Inneren war es dunkel und angenehm kühl. Alles hier war so sauber, als hätte man das ganze Haus für ein großes Tempelfest poliert. Aus einem riesigen Schrank, der glänzte wie ihre Lieblingsgöttin Shiva in dem Haupttempel der großen Stadt, suchte Shantamalar aus Bergen von Kleidern genau das aus, was Luxmi wirklich gefiel. Ein rotes Shirt, einen bunten Rock, noch einmal eine bunte Weste und ein farbenfrohes Kleid.

Danach führte Shantamalar das Mädchen in ein sehr seltsames Zimmer. Es war gebaut aus glitzernden, blauen Steinen mit schönen Mustern. Hinter der Wand musste eine warme Quelle verborgen sein, denn wenn man an einem Hahn drehte, sprudelte warmes Wasser. Zuerst erschrak Luxmi, aber das warme Wasser auf der Haut war angenehm, selbst wenn die Brandwunde wehtat.

Luxmi machte alles ganz langsam und vorsichtig, weil das Mädchen die ganze Zeit große Angst hatte, aus diesem Traum aufzuwachen.





Versöhnung beginnt im Herzen

Mit einem Kinderlächeln für den Frieden

„Honday ne – nicht gut“ stößt die Frau mit einem Zischlaut hervor und schiebt mit der Zunge das Stück Seife, das sie gerade abgebissen hat, von einer Seite des Mundes in die andere. Bawani, die Betreuerin im Kinderdorf Little Smile in den Bergen Sri Lankas, schüttelt den Kopf, nimmt der Frau den Rest der Seife aus der Hand und macht ihr mit einer Geste klar, das Stück im Mund nicht runterzuschlucken sondern auszuspucken.



Am Mittag hat die 28jährige Shanti mit ihren drei Kindern am Tor geklopft. Von Geschwüren und offenen Wunden übersät, der Säugling und der etwa zweijährige Junge fiebrig, von Hunger und Verzweiflung getrieben, stehen sie da, von einem unglaublichen Gestank umgeben. Dass die Frau noch nie in ihrem Leben eine Seife benutzt und das weiße Etwas,

das ihr in die Hand gedrückt worden war, für etwas zum Essen hält, das überrascht wenig später sogar die erfahrene Betreuerin Bawani. Shanti kann kaum sprechen, sie war bereits mit elf Jahren einem Mann gegeben worden, der als Händler in das kleine tamilische Bergdorf gekommen war. Sie sollte es bei dem in den Augen der armen Dörfler wohlhabenden Mann einmal besser haben. Mit zwölf wurde Shanti zum ersten Mal schwanger, der Mann trat ihr so oft in den Bauch, bis viel Blut kam und das Baby weg war. Wie oft sie seitdem schwanger war weiß Shanti nicht mehr, oft jedenfalls. Einmal hat sie ihr Baby nach der Geburt auf den Müll geworfen, kam ins Gefängnis, wurde geschlagen. Irgendwann ließ man sie einfach wieder laufen, sie ging zurück zu ihrem Peiniger weil sie keinen anderen Platz wusste, wo sie hin konnte.

Eigentlich hat Bawani keine Zeit, denn an diesem Montag muss viel vorbereitet werden. Heute gegen Abend werden die Kinder aus den Little Smile Mädchenhäusern in Palugamam erwartet, Kinder die Bawani gut kennt, denn oft hat die tamilische Betreuerin Michael Kreitmeir in das Krisengebiet an der Ostküste begleitet. Sie liebt diese Kinder ganz besonders, weil sie bisher so wenig Liebe in ihrem Leben bekommen haben. Doch egal wie viel Arbeit noch wartet, nie würde Bawani das Tor oder ihr Herz vor der Not anderer verschließen. Also richtet sie das kleine Gästehaus für Shanti und ihre Kinder her. Später wird sie in ihr Tagebuch schreiben: New Lady came to Little Smile with three children. Very sad! (Eine neue Frau kam mit drei Kindern nach Little Smile. Sehr traurig!)

Immer wieder erleben Michael Kreitmeir und seine Helfer solch unglaubliche Geschichten, werden mit Elend konfrontiert, das es offiziell nicht gibt, nicht geben darf, Leid, das besonders Frauen widerfährt, die mit ihren Kindern verstoßen werden und nicht nur sprich-

wörtlich auf der Straße landen.

Shanti und ihre Kinder werden gewaschen und dann zu Saradha in die Krankenstation von Little Smile gebracht. Fast zwei Stunden dauert das Reinigen und Verbinden all der Geschwüre und Wunden. Die 22jährige Krankenschwester, selbst im Kinderdorf aufgewachsen, hat es mit zahllosen Läusen, aber auch Maden und bis zu 50 cm langen Würmern zu tun. Fast teilnahmslos lassen die Frau und ihre Kinder die teilweise sehr schmerzvollen Behandlungen über sich ergehen, Schmerzen sind für diese Menschen etwas Normales.



Während Michael Kreitmeir die Kinder beruhigt und hilft die Wunden zu reinigen, erzählt er Saradha, was man gerade beschlossen hat. Heute Abend sollen die Mädchen aus den zwei Häusern von Little Smile von der Ostküste ankommen.

Drei Jahre hat es gedauert, bis die offizielle Erlaubnis kam, bis Michael Kreitmeir endlich sein Versprechen einlösen konnte.

Die Tsunamikatastrophe hat vielen dieser Kinder ihr Zuhause zerstört, die Familie genommen. Doch damit nicht genug, der Bürgerkrieg kam zurück, bedrohte ihr Leben, ein von Little Smile gebautes Kinderhaus ging in Flammen auf. Doch anders als für die meisten Kinder dort hatten sie Hoffnung, denn es gibt da ja Little Smile und ihren weißen Dada, der sie nie im Stich lassen würde, der auch in den schwierigsten Zeiten kam und der Ihnen versprochen hatte: „Eines Tages werde ich euch einen ganz besonderen Ort in den Bergen Sri Lankas zeigen, eine Ort, wo Singhalesen und Tamilen Freunde sind, ja Brüder und Schwestern. Heute sind wir noch getrennt aber irgendwann werden wir zusammen sein können. Wir werden miteinander singen, tanzen, lachen und voneinander lernen.“ Dieses Versprechen hat den Mädchen von Palugamam Hoffnung gegeben, gerade als der Krieg immer näher kam und die Gewalt zur Normalität geworden war.

Manchmal werden Wunder Wirklichkeit und an diesem 18. Mai 2009 ist so ein Tag für die 46 Mädchen von der Ostküste nahe der Stadt Batticaloa. Offiziell ist der Krieg nun beendet, nach 27 Jahren hat die Armee der Regierung die tamilischen Separatisten vernichtend geschlagen und ihren Führer Velupillai Prabhakaran getötet. Doch die Kämpfe, denen etwa 100.000 Menschen, überwiegend Tamilen, zum Opfer gefallen sind und die lange Zeit der Trennung haben das Land zerrissen. Dass die überwiegende Mehrheit der knapp 5 Millionen Tamilen nicht singhalesisch sprechen und kaum ein Singhalese tamilisch kann, macht eine Verständigung nicht einfacher.

Am Abend freilich, wenn die Kinder aus dem Osten endlich angekommen sind, da braucht es nicht viele Worte. Eine helfende Hand, ein Lächeln und der Wunsch die Trennung zu überwinden werden zeigen, dass es einen Weg gibt für dieses geschundene Land.

Und dieser Weg beginnt im Denken der Kinder.

Den Anderen, der einem nach so viel Propaganda unheimlich ist, einem Angst macht, diesen Anderen als Mensch zu erleben, der weint, der lächelt, der ein biss-

chen glücklich sein will...genau das werden die Kinder vom Osten und die Kinder aus den Bergen Sri Lankas in den nächsten Tagen erfahren. Es werden Freundschaften entstehen und der Wunsch nach einem Miteinander.



Dienstag, der 19. Mai 2009.

In der Hauptstadt Colombo wird mit endlosen Militärparaden und Volksfesten der Sieg gefeiert, im benachbarten Dorf Koslanda wird mit Triumphgeschrei eine überlebensgroße Puppe des Führers der tamilischen Separatisten Velupillai Prabhakaran verbrannt.



Im Kinderdorf Little Smile dagegen zeigen die Kinder von Little Smile ihren Schwestern aus dem Osten ihr Dorf und ihre Lieblingsplätze, führen sie stolz durch die neue Schule, beten gemeinsam am Tempel des Hindu-gottes Ganesh und meditieren zusammen vor der Buddha Statue.

Am Nachmittag werden je zwei Gruppen aus Palugamam und aus dem Kinderdorf Bilder malen. Und alle Bilder werden, so unterschiedlich sie auch sind, die Insel Sri Lanka zeigen, als ein Land, in dem viele unterschiedliche Menschen in Frieden zusammenleben.



Und während draußen Betrunkene Siegesparolen grölend durch die Straßen ziehen, machen sich etwa 100 Kinder im Kinderdorf mit einem Lächeln auf den langen Weg, an dessen Ende hoffentlich eines Tages der wirkliche Sieg stehen wird, der Sieg über Angst und Vorurteile.

Im Gästehaus kriecht Shanti mit ihren Kindern unter das Bett. Die lärmenden Männer draußen auf der Straße lassen sie erschauern. Sie weiß nicht, dass auch für sie und besonders ihre Kinder heute ein neues Leben begonnen hat, dass es sogar für sie, die entrechtete Tamilin, eine Chance gibt auf ein Lächeln.

Gefangenenummer 2106

Am 14. August 2010 wird Michael Kreitmeir auf dem Rückweg von Kalmunai, wo er den Bau einer Schule geplant hat, von einem verummten Spezialkommando der Armee gestoppt und zusammen mit seinen Begleitern in die nächste Polizeistation gebracht. Angeblich habe man Drogen im Auto der Hilfsorganisation gefunden. Am darauf folgenden Tag wird der Gründer und Leiter der Hilfsorganisation Little Smile ins Gefängnis von Monaragala geworfen, seine Begleiter, darunter sein Sohn Manuel, kommen dagegen frei.

Um nicht verrückt zu werden, hält Michael Kreitmeir seine Beobachtungen und seine Gefühle in Gefangenschaft heimlich fest. Was dort geschah ist auch Teil dieses „Abenteuers Menschlichkeit“, genannt Little Smile.

Ein kleiner Ausschnitt:

Ich möchte schreien, so laut und so lange, bis ich aufwache, diesem Alptraum ein Ende mache. Ich denke an den Film, in dem ein junger Mann beim Drogenschmuggel erwischt wird und in einem Gefängnis in der Türkei seiner Hölle begegnet. Meine ist hier in der Provinzhauptstadt Monaragala, wo Hitze, Gestank, und Fliegen gleichzeitig über mich herfallen und doch bei weitem nicht so schlimm sind wie dieses Ausgeliefertsein, dieses Eingesperrtsein hinter Gittern aus Eisen und das (Ver)Zweifeln. Kann all das, wofür ich seit zehn Jahren kämpfe, einen Sinn haben, wenn es mich hierher bringt? Was kann man in einem Land erreichen, in dem ein Trupp Uniformierter ihrem Namen alle Ehre macht: „Special Task Force“. Bedeutet STF, dass sich eine ganz besondere militärische Einheit, über dem Gesetz stehend, an gut zahlende Kundschaft verdingt, in meinem Fall an einem korrupten Tamilenminister, dessen Erpressungsversuch ich vor gut sechs Monaten abgewehrt habe und der mir unverhohlen Rache geschworen hat?

Sitze in der Bücherei des Gefängnisses, es ist kurz nach 10 Uhr und schon unglaublich heiß. Hier ist der einzige Ort, an dem ich einen Tisch und einen Stuhl zum Schreiben habe. Es hat vier lange Tage und vier noch längere Nächte gedauert, hierher zu kommen. Stift und Schulheft wurden mir hereingeschmuggelt, die Wächter haben beide Augen zugeedrückt, bisher. Mir ist klar: Ich muss das hier mit jemandem teilen, schreiben als eine Art Befreiung, etwas tun, um nicht verrückt zu werden! Jederzeit können sie mich zurückschicken, mir Heft und Stift wegnehmen, mich bestrafen. Ich schreibe gierig bis meine Hand schmerzt, versuche mich an ALLES zu erinnern bevor es verschwimmt, erdrückt wird von Verdrängung und Resignation.

Ich befinde mich in einem kleinen, gangartigen Zimmer, ein Tisch mit Blümchenmuster -sollen wohl Rosen sein-, ein Hängeschrank mit vier Regalen Bücher, meist Heftchen mit vielen Bildern über das Leben Buddhas. Hinter mir eine Nische, mit Gitterstäben zum Hof gesichert, in der alle möglichen Schachteln lagern, an der Stirnseite neben der Gittertüre ein riesiges Poster, zumindest wirkt es so, ist in Wirklichkeit nur so um die 180 cm. Es ist von der „Bank of Ceylon“, zeigt eine junge, zur Verfettung neigende Singhalesin vor einem Laptop, gekrönt mit dem sinnigen Spruch „Top your potential- reach your own dreams“.

Hier hilft auch das größte Bankkonto nicht, meinem Traum näher zu kommen, dem Traum einfach nur aufzustehen, raus zu spazieren, frei zu sein. Hab ja zumindest prominente Leidensgefährten in diesem Land mit Exgeneral Fonseka und dem Exbillionär Kotalavela, aber auch das tröstet nicht. Ob die auch so bescheiden logieren? Bin im Block B, steht wohl für „B-esonders“, ist wohl auch besonders, alles ist eben relativ!

Die Halle C, in der ich zunächst lande, ist in vier Räume unterteilt, zwei Stockwerke. Jeder Raum hat hohe Gitter, man sieht nichts, nur schmutzige Wände, von denen der Verputz bröckelt. Auf etwa 35 Quadratmetern sind so um die 40 Männer zusammengepfercht. Manche schlagen mit dem Kopf gegen die Wand, immer und immer wieder. Sie sind auf Entzug, das Gesicht verzerrt haben sie nur eines im Sinn: Wie hier zu Drogen kommen? In diesem Provinzgefängnis scheint das nicht so leicht zu gehen wie in den großen Gefängnissen, Drogenabhängige, die hier landen sind gefährlich, können total ausflippen. Ich erlebe das in der ersten Nacht gleich zwei Mal. Ein spindeldürrer Typ ist kaum zu bändigen, scheint nicht zu spüren, wie die anderen auf ihn eindreschen. Irgendwann bleibt er zusammengekrümmt liegen, bekommt noch ein paar Tritte verpasst.

Die Männer liegen so dicht, dass man sich berührt, ein Arm hier, ein Fuß dort, Husten, Schnarchen und höllischer Gestank, denn nicht jeder macht sich auf den mühsamen Hindernislauf, um in die Ecke zu gelangen, wo das Loch ist, das die Toilette sein soll. Wer hier schlafen muss, hat im wahrsten Sinne des Wortes die Scheißhauskarte gezogen. Ich kauere in meinem Winkel, die Beine angezogen, neugierig wie ein seltenes Tier angestarrt, sehe, wie so mancher, wohl nicht ganz unabsichtlich, auf einen der Schlafenden in der Nähe der Toilette uriniert. Auch im Gefängnis gibt es die, die ganz unten sind und andere, die auf genau diese runterschauen oder eben pissen. Ich beschwöre meinen Körper: nur nicht auf die Toilette. Es ist stickig heiß, die Luft klebt wie stinkender Brei auf meiner Haut, ich bin schweißgebadet, habe unheimlich Kopfschmerzen. Seit mehr als einem Tag habe ich nicht getrunken, nicht mal einen winzigen Schluck. Das was es hier gibt wage ich nicht anzurühren, Durchfall ist das letzte, was ich jetzt brauchen kann.

Die Sekunden verrinnen genauso zäh wie die Luft hier ist, ein Moment ersetzt den nächsten so zögernd, als würde sogar die Zeit diesen Ort meiden. Längst habe ich jedes Gefühl verloren, verstehe, dass mir hier nicht nur die Uhr weggenommen wurde. Man kann die Zeit nicht einteilen, nicht mehr über sie verfügen, sie nicht gestalten, ja man weiß nicht einmal, welche Stunde es gerade geschlagen hat, man droht an ihrer bleischweren Monotonie zu verzweifeln. Ich beobachte die Schlafenden, das heißt viele schlafen hier gar nicht, sondern stieren irgendwohin, weit weg. Träumen sie vielleicht von einer kleinen Hütte irgendwo im Dschungel wo sie Frau und Kinder haben? Manche murmeln vor sich hin, auf und abschwelld, fast wie Beschwörungen klingt das, klagend, zuweilen verzweifelt, nur selten zornig.

Letzte Nacht in der Polizeistation habe ich nur wenige Minuten geschlafen, mein Körper kann nicht mehr, ich nicke kurz ein, schrecke hoch. Wo bin ich? Was soll das hier? Warum wache ich nicht auf aus diesem Alptraum? Zwei Gefangene sind sich in die Haare geraten, einer hat offensichtlich seinen Schlafnachbarn gebissen. Ohne „Freunde“, vielmehr Leute, die man sich auf diese oder jene Art gewogen gemacht hat, ist man hier aufgeschmissen. Wer jung ist, sucht sich seinen speziellen Beschützer. Es gibt eine ganze Reihe solcher Paare, die sich in der Nacht ungeniert miteinander beschäftigen. Intimsphäre, Scham, hier gibt es nicht den geringsten Winkel, in dem man sich verkriechen könnte. Was bleibt ist das völlige Abschalten, die Flucht nach Innen. Wer außerhalb dieses Käfigs arbeitet, etwa in der Küche und damit mehr in den Teller geben kann oder auch weniger, gehört zu den Mächtigen, wer Zigaretten hat oder gar Drogen, hat den Platz am Gitter, da wo sich ab und zu ein Windhauch hin verirrt. Diese Leute sagen, wo es lang geht, sobald die Gitter geschlossen sind und man die Gefangenen sich selbst und dem Spiel von Gewalt und Macht überlässt. Bereitwillig dienen sich „die Herren der Nacht“ den Wächtern an, machen es möglich, dass gefühlt 1000 Gefangene von einem Dutzend Uniformierter ohne Schusswaffen, kontrolliert werden können. Die Meisten von Ihnen sind bereits rechtskräftig Verurteilte, Menschen, die sich in der Hoffnungslosigkeit einrichten müssen für Jahre, Jahrzehnte. Sie tragen weiße Hemden und kurze weiße Hosen und einige von Ihnen sind gefürchteter als die Wärter.

Noch lassen sie mich in Ruhe, aber ihre Neugierde ist unübersehbar, eine Neugierde, die nichts Gutes verheißt, schon in der ersten Nacht bekomme ich eindeutige Angebote, mehr oder weniger mit Nachdruck vorgetragen.

Ich habe das Gefühl mein Kopf platzt. Ich weiß, es kommt vom Wassermangel aber ich kann diese braune Kloake nicht trinken, ich muss es irgendwie bis zum Morgen aushalten.

Und was kommt dann?

Draußen hört man Geräusche, dumpf nur, ich kann sie nicht zuordnen, dann plärren Lautsprecher buddhistische Gesänge, bis zur Unkenntlichkeit übersteuert, verzerrt. Ich sehe mich mit den Kindern unten an unserem Tempel im Kinderdorf Mahagedara. Wie anders dort doch dieselben Gebete klingen? Wie sieht es im Kinderdorf aus, wie geht es den Kindern, wie meinem Sohn Manuel? Was passiert hier mit mir und WARUM? Das Grübeln macht mich verrückt, ich muss es abstellen, aber wie? Murmle die mir vertrauten buddhistischen Gebete mit, versuche mich nur auf meinen Atem zu konzentrieren, die Zeit einfach fließen zu lassen, ihr keinen Widerstand zu leisten.

Immer wieder drängen sich Gesichter, Schatten, Erinnerungen in mein Bewusstsein, versuche sie loszuwerden, öffne die Augen und erschrecke angesichts all des Elends hier.

Wieder ein paar Momente geschafft, wieder auf den Atem konzentrieren, ein und aus, ein und aus, ein und aus. Höre meinen Sohn rufen, laut verzweifelt, schrecke auf. Mein Gegenüber glotzt mich an, verzieht sein Gesicht zu einem Lachen das eher zu einer Grimasse gerät. Und wenn es nach dieser Nacht keinen Morgen gibt? Wenn sie einfach nicht vergeht? Sieht so die Hölle aus, ein unerträglicher Zustand voller quälender Erinnerungen, ein Zustand, permanent, jenseits von Zeit, also unendlich? Panik packt mich, ich spüre, wie mein Atem stockt.

Mensch, fang nicht zum Spinnen an!

Einschnaufen und ausatmen, einschnaufen und ausatmen. Es funktioniert nicht, ich bin gefangen, nicht nur in diesem Mauerloch, ich bin in zeitloser Dunkelheit, kann nichts tun, nichts, gar nichts. Eine Kakerlake klettert über Körper, Gesichter, Arme, Beine. Hat sie ein Ziel oder hat sie sich verlaufen. Seltsam, dieses Tier, das einzige vor dem ich mich immer geekelt habe, beruhigt mich, bringt ein Stück Normalität in diesen Wahnsinn. Kakerlaken würden einen Atomkrieg überleben, ihnen macht Radioaktivität nichts aus. Irgendwann nach der Tschernobyl Katastrophe habe ich das mal gelesen, das war in dem Jahr, in dem mein Sohn Manuel geboren wurde, 1986. Damals verging die Zeit, ziemlich schnell sogar. Warum bleibt sie ausgerechnet an diesem schrecklichen Ort hängen? Eigentlich hat es diese Kakerlake besser als ich, sie kann sich mühelos in irgendein Rohr verkriechen, findet sicher auch einen Weg raus aus diesem Gefängnis. Wenn ich jetzt mit ihr tauschen könnte, wenigstens so lange, bis ich draußen bin – was würde ich machen?

Einmal, auf einer der ersten Reisen mit dem Motorrad durch Sri Lanka wollte ich meiner Frau die Angst vor diesen Viechern nehmen und so habe ich ihr geraten, ihnen Namen zu geben. Fritz und Karl waren beliebte Namen für unsere Badgenossen. Damals glaubte ich noch all die Geschichten von den armen Menschen im gestörten Paradies, denen man einfach helfen muss, damals habe ich einen Weg gewählt, der mich am Ende hierher gebracht hat. Wenn ich das alles vorher gewusst hätte? Wo wäre ich genau in diesem Moment, hätte ich es bei diesem einen Urlaub in Sri Lanka belassen, mein Leben nicht untrennbar mit diesem Land verknüpft? Ein schönes Haus in Bayern, Hütte in den Bergen, Zweitwohnsitz auf den Kanaren ... Vielleicht wäre ich in den Osten gegangen. Meine lange Reise entlang der Donau fällt mir ein, wenige Monate nach dem Fall der Mauer. Gedanken über den Strom, die Donau, kleine Geschichten, Episoden, mit der Kamera nacherzählen, in einer Welt die mit dem Zusammenbruch im Osten ein Ende erreicht, aber noch keinen Neuanfang gefunden hatte. Die Menschen in Rumänien, das Kloster mit den alten Nonnen bei Ruse, lange haben sie mir noch geschrieben. In Russland bin ich Menschen begegnet, arm aber mit einem Herz wie ein Scheunentor. Wie anders ist das doch hier! Immer wieder hat mich mein damaliger Redaktionsleiter beim Bayerischen Fernsehen gewarnt, die Asiaten seien für uns nicht zu verstehen. Ich habe ihm nicht geglaubt.

Meine Augen wandern mit Kakerlake Fritz, meine Gedanken sind ganz woanders. Plötzlich eine rasche Bewegung, ein Mitgefangener hat das Tier gepackt, hält es triumphierend in meine Richtung. Hat er mich beobachtet, hat er meine Gedanken erraten, denkt er vielleicht auch, dass dieses Tier mehr Freiheiten hat als irgendjemand sonst im Verlies. Es knackt, mit einem Grinsen beißt der Mann Fritz in der Mitte durch, spuckt die eine Hälfte in seine Hand und setzt den doppelten Fritz auf den Boden vor sich. Die geteilte Kreatur läuft weiter, der Kopf stolpert über den hinteren Teil, die Fühler betasten hektisch, was einmal Teil eines Ganzen war. Haben Kakerlaken Schmerzen? Sicher haben sie Schmerzen, sie können nur nicht schreien. Vermutlich schreien sie sogar, nur können wir ihre Schreie nicht hören, so wie NIEMAND meine stummen Schreie hören kann, so wie niemand die Hilferufe dieser Gefangenen hört.

Durch die Gitterstäbe über mir dringt ein schwaches Grau, die ganze Nacht war das Licht an, grell, blendend, unbarmherzig. Ich schätze die Zeit auf kurz vor 5 Uhr, ich habe es geschafft, bin ihr entkommen dieser zeitlosen Zone einer schlaflosen Nacht in Gefangenschaft, für heute. Mein erster Morgen im Gefängnis ist angebrochen.

Auch dank der Unterstützung aus der alten Heimat kommt Michael Kreitmair nach 10 langen Tagen und 10 noch viel längeren Nächten überraschend frei, der Prozess läuft noch vier Monate, dann wird er eingestellt, alle Unterlagen verschwinden.

Was bleibt sind Erinnerungen an eine sehr, sehr schwere Zeit, festgehalten im „Tagebuch des Grauens“.



Weihnachten im Gefängnis

Es ist nur eine kleine Geschichte von vier Kerzen, die Vertrauen, Frieden, Liebe und Hoffnung symbolisieren. Warum sie mir gerade einen Tag vor dem Heiligen Abend in den Sinn kam? Ich saß zusammen mit einigen Betreuerinnen und wir sprachen darüber, wie wir den Häftlingen im Gefängnis von Monaragala eine Freude machen könnten? Unsere Theatergruppe und unsere Tänzerinnen hatten seit Wochen geübt, die Kinder hatten gebastelt und sich Kleider geschneidert, um sich in Engel, in Hirten, in Maria und Joseph zu verwandeln. Alle waren unheimlich aufgeregt, niemand außer mir hatte je ein Gefängnis betreten, Häftlinge sind Verlierer, sind tabu, aufgegeben, vergessen. Schlagartig hat sich diese Einstellung für die Mitarbeiter und älteren Kinder in Little Smile geändert, als ihr „Lokuththatha“ am 17. August verhaftet und eingesperrt wurde. Nicht nur den Kindern war klar, dass ich nichts verbrochen hatte. Und doch war und blieb ich eingesperrt, bis von ganz Oben ein Machtwort gesprochen wurde und ich auf freien Fuß kam. Nach vier sehr schweren Monaten voller Anschuldigungen, Bedrohungen und vieler Termine vor Gericht, war ich am 17. Dezember, also genau vier Monate nach meiner Verhaftung endgültig von allen Vorwürfen frei gesprochen worden. Und doch war nichts mehr so wie es vorher war, auch nicht die Einstellung meiner Kinder und Mitarbeiter zu Gefangenen.

Immer wieder hatte ich Ihnen von traurigen, manchmal sogar dramatischen Schicksalen berichtet. Wenn ich über das Gefängnis sprach, über meine Wut und Trauer dort, all die Bitterkeit und dieses Festklammern an jeden Funken Hoffnung, dann hingen die Kinder an meinen Lippen, wollten wissen, warum man auch unschuldig eingesperrt sein kann und wie man das aushält? Washante, der junge buddhistische Mönch, unschuldig zu acht Jahren verurteilt, Nishante, der Einbeinige, der schon seit fünf Jahren in der winzigen Zelle ausharrt... Die Kinder kannten bereits Namen, Geschichten, nun konnten einige von ihnen mit eigenen Augen sehen, selbst erleben, wie Menschen hinter Gittern leben, überleben.

Es war sehr ruhig im Bus, als wir die 60 Kilometer vom Kinderdorf zum Gefängnis fahren, um aus unserer Welt, wenigstens für den „Heiligen Abend“ ein Lächeln in die Welt hinter Gittern zu bringen. Es war bereits mein dritter Besuch seit meiner Freilassung Ende August, doch für alle Anderen war es das erste Mal:

Das schwere Tor öffnet sich, man betritt eine verborgene, ja verbotene Welt, von der man zwar weiß, aber mit der man NICHTS zu tun haben will. Doch wir wollten etwas mit den Menschen hier zu tun haben. Trotzdem, Saradha, die junge Betreuerin zitterte, als die massive Türe sich mit einem dumpfen Schlag hinter uns schloss.

Die Wärter zeigten ein freundliches Gesicht, die beiden Gefangenen kamen mit einem Strahlen auf mich zu, schüttelten meine Hand, immer und immer wieder. Ein strenger Blick eines Wärters brachte sie dann doch zurück in die Realität, die aber anders war,

jetzt wo ich hier war. Ich war einer der ihren gewesen und schämte mich nicht, versteckte dies nicht und vergaß sie nicht.

Es gibt diese unsichtbare Mauer zwischen den Häftlingen und denen, die wieder gehen können, den Freien. Ich aber bin wie ein Wesen dazwischen, kann zwar gehen, aber irgendwas von mir wird immer hier bleiben. Dieses IRGENDWAS hat mich heute am Heiligen Abend 2010 auch hergeführt: Es ist gewachsen aus diesem gemeinsamen Leid, diesem zusammen eingepfercht zu sein, weitgehend entrechtet, voll von stummer, hilfloser Wut, auf dem schmerzhaften Weg hin zu Resignation. „Lehne dich nicht auf, werde nicht wütend“, hat mir unser Zellenältester geraten und er hat mir damit die wohl wichtigste Regel für ein Überleben hinter Gittern gegeben.

Und nun stehe ich auf der anderen Seite, schaue mit einigen Kindern und der Betreuerin Bawani durch die schwarzen Gitterstäbe in den winzigen Raum, in dem der Gefangene 2106 sich am 18. August, zusammen mit 12 anderen Häftlingen auf den Boden kauerte. Bawani wollte sich damals für mich opfern, war bereit gewesen, sich selbst falsch zu beschuldigen damit ich frei komme. Sie wäre vermutlich immer noch eingesperrt, eine tamilische Witwe hat in diesem Land keine Lobby. Doch Wahrheit muss Wahrheit bleiben, also habe ich dieses Angebot entschieden abgelehnt. Ich denke an meine Sohn Manuel, der mich jeden Tag im Gefängnis besuchen kam, der meine einzige Verbindung war zur Welt draußen und meine Hoffnung in dieser dunklen Zeit. Frohe Weihnachten Manuel, wo immer du auch feiern wirst.



In der kleinen Krankenabteilung ziehen sich die Kinder um, verwandeln sich in Hirten, Engel, Tänzerinnen, die Mutter Maria und Joseph, in den herzlosen Herbergsvater und all die anderen Gestalten, die zu einem vielfältigen Weihnachtsspiel dazugehören. 612 Gefangene hocken im Sand vor der provisorischen Bühne, die Sonne versteckt sich gnädig hinter dicken Wolken, es hat trotzdem noch 36 Grad.



Damith, Buddiga, Amile und Lahiru eröffnen als Nikolaus verkleidet das umfangreiche Weihnachtsprogramm, mit dem die Kinder von Little Smile hier, trotz Hitze und Gefängnismauern etwas von dem verbreiten wollen, was Weihnachten ausmacht. Aber was ist das genau, wenn man seit Jahren hier lebendig begraben ist, wenn man nie Besuch bekommt, sich die Familie draußen längst losgesagt und aus dem Staub gemacht hat? Was kann für solche Menschen Weihnachten bedeuten?

Es ist diese kleine Geschichte der 4 Kerzen, die ich diesen Menschen erzählen möchte. Gestern am Abend haben wir noch schnell die vier Begriffe auf Papier gemalt: Vertrauen – Friede – Liebe – Hoffnung. Je ein Kind trägt ein Schild, daneben ein anderes Kind mit einer brennenden Kerze. Ich rufe das Vertrauen, Anita trägt das Schild: „Wie oft wird in unserem Leben das Vertrauen enttäuscht, wie oft haben auch wir Anderen angelogen, betrogen?“ rufe ich Gefangenen und Wächtern zu. „Wo die Lüge sich breitmacht muss das Licht des Vertrauens erlöschen“, fahre ich fort und Anita bläst die Kerze aus.

Nun ist Rebekka an der Reihe, sie trägt Kerze und Schild des Friedens. „Der Friede braucht Vertrauen. Aber da das Vertrauen erloschen ist, steht auch der Frieden auf wackligen Beinen, kann keinen Bestand haben.“ Rebekka löscht ihre Kerze. „Was ist mit der Liebe?“ Immer näher kommen wir zu der ersten Reihe der sitzenden Gefangenen. Madushani kommt auf einen Wink von mir von der Bühne geklettert. „Wo weder Vertrauen noch Frieden ist, wie soll da Liebe wachsen?“ Demonstrativ will Madushani die Kerze ausblasen, ein Windzug ist schneller.

Jetzt hat der kleine Robin seinen großen Auftritt. Ich bin jetzt mitten unter den Häftlingen, frage einen nach dem anderen. „Was hast du hier, wo es weder Vertrauen noch Frieden und wohl kaum Liebe gibt? Was ist dir geblieben hier hinter Gittern?“

Die Angesprochenen sind verwirrt, wann hat man sie zum letzten Mal nach ihrer Meinung, gar nach ihren Gefühlen gefragt? „Was lässt dich hier aushalten, Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat?“ bohre ich nach. Und dann rufe ich Robins Stichwort in den Nachmittag dieses 24. Dezembers 2010: „Die Hoffnung!“

„Es ist die Hoffnung, die uns auch schlimme Zeiten überstehen lässt. Solange wir die Hoffnung nicht aufgeben, so lange geben wir uns selber nicht auf. Wer die Hoffnung bewahrt kann eines Tages auch wieder das Vertrauen finden, den Frieden mit sich selbst und mit anderen und die Liebe!“ Robin zündet die Kerzen von Madushani, von Rebekka und Anita an. Sogar das Lärmen hinter der Bühne, wo für das Abendessen gekocht wird, ist verstummt. „Es ist immer Hoffnung!“ Ich packe Robin und ziehe ihn durch die Reihen der Gefangenen.

In einem Winkel habe ich Ariapale entdeckt. Er ist seit fast 4 Jahren eingesperrt weil er Schulden in Höhe von umgerechnet knapp 80 Euro nicht bezahlen kann. Ich packe den untersetzten, fast kahlköpfigen Mann am Arm und gehe mit ihm nach Vorne. „Was ist deine Hoffnung?“ will ich wissen. Ariapale deutet müde zur hohen Gefängnismauer. „Eliä – raus hier“, murmelt er. „Lauter“, fordere ich ihn auf. „Eliä, eliä!“ „Es ist immer Hoffnung“, wiederhole ich.

Ich werde für Ariapale die Strafe bezahlen, 5000 Rupien sind mein Weihnachtsgeschenk und 5000 Rupien muss er mir zurückbezahlen, jeden Monat 500.“ Ich rufe Anita mit dem Schild Vertrauen. „Kann ich dir vertrauen, wirst du mir 10 Monate lang 500 Rupien bringen?“ Ariapale nickt. „Vergiss nicht, ohne Vertrauen geht wieder alles kaputt“, gebe ich dem Mann mit auf den Weg in die Freiheit, die am Morgen des ersten Weihnachtstages für ihn beginnen wird. Niemand hat Ariapale in all den Jahren hier je lächeln sehen, nun lächelt er, ungläubig, noch unsicher. Erst als ihm der Oberaufseher zunickt und bestätigt, was ich gerade gesagt habe, packt er meine Hand und drückt sie auf sein Gesicht. Ich spüre seine Tränen.

„Frohe Weihnachten“, flüstere ich ihm ins Ohr, um es dann allen Menschen hier und anderswo - überall - zuzurufen: „Frohe Weihnachten!“

Ps. Ich habe Ariapale nie mehr wiedergesehen, schade. Aber ich würde es wieder tun weil die Hoffnung stirbt bekanntlich zuletzt.



Steter Tropfen ... Der Planet schreit!

Man muss nicht gleich auf Sand bauen, um zu erleben, dass wirklich nichts bleibt wie es ist und irgendwann in Bewegung gerät, vielmehr nie ganz diesem ständigen Prozess der Veränderung entkommt. Für nicht wenige Zeitgenossen ist es der Wettlauf, in den sie von einer cleveren Konsummaschine gesteckt und selbst zur Kaufmaschine verdichtet werden. Kaum vorstellbar, dass es mal eine Zeit gab, in der man sich vor einer gelben Box selbst in Regen und Schnee anstellen musste, für ein Telefongespräch. Und dann klemmte die Münze oder am anderen Ende meldete sich niemand weil Telefone fest verkabelt waren, so dass man sie nicht mit sich herumtragen konnte. Wenn man sich dann die Gramfalten anschaut, die so manchen Heranwachsenden verunzieren, weil er nicht das neueste iPhone hat, im Gegensatz zu allen, die in der Schulklasse was zählen. Die Nr. 6 hat die Nummer 5 zum Elektroschrott für Abgehängte reduziert und schon ist auch die Nummer 6 dabei auf dem Müllablageplatz der Zeit zu landen.

Aber ich schweife ab, mir geht es mehr ums Grundsätzliche, genauer um die Frage: Lohnt sich all das Plagen und Kämpfen wenn man genau weiß, dass man letztlich maximal Spuren in Sand zeichnet, die von der nächsten Flut in den Ozean gespült werden? Anders gefragt: Lohnt es sich etwas aufzubauen, obwohl man genau weiß, dass ALLES vergänglich ist?

Es ist früher Morgen im Kinderdorf, das Schwarz der Nacht ist dem Silbergrau gewichen, das den neuen Tag ankündigt. Hinter den Berggipfeln im Osten leuchtet es bereits in noch gedämpftem Gelb. Der Tag wird nur wenige Minuten brauchen erste Strahlen in den Himmel zu zeichnen, Boten einer meist strahlenden Sonne. Ein Rudel Hunde kreuzt meinen Weg, grimmig schaue ich ihnen nach. Mir fehlen die Worte, um die nächtlichen Geräusche zu beschreiben, mit denen sie ihre Kämpfe um das einzige Weibchen im Pulk begleitet und mir den Schlaf geraubt haben. Irgendwo werden sie sich nun ein ruhiges Plätzchen suchen und den Tag verdösen und neue Kräfte sammeln, um wieder mit Heulen und Knurren, Grollen und Bellen die kommende Nacht mit

akustischen Geistern zu füllen, wie schon die letzte und die davor und die davor. Warum hat hier wirklich jedes Haus zahllose Hunde? Dabei kümmert sich kaum jemand darum, ob die krank sind, was zum Fressen haben. Selbst am Tag reißen sie unsere Hühner, killen die Enten und jagen die Hasen.

Ich lösche die Lichter im Schulgebäude. Draußen und Drinnen wollte ich verschmelzen, jeder Raum öffnet sich auf eine Veranda oder einen Balkon. Wie hätte ich damals wissen sollen, dass einmal zahllose Fledermäuse unsere Schule in der Nacht heimsuchen, an den Dachbalken hängend ihre Beute verdauen. Das, was nicht verdaubar ist, häuft sich dann klebrig am Boden an, sehr zur Freude von Heerscharen von Ameisen aller Größen von tiefschwarz bis fast gelb. Licht mögen diese Nachttiere nicht so gern, aber völlig lassen sie sich davon leider auch nicht aus unserer Schule vertreiben, wie mir einige Haufen schon auf der Treppe deutlich machen.

Mein Weg durch das Kinderdorf schlängelt sich hoch zur Schreinerei, gesäumt von Kokospalmen. Die Spur der Verwüstung ist nicht zu übersehen. Es waren drei Elefanten, die gestern Nacht hier mehrere Palmen und etwa zehn Arikonatbäume, das sind sehr schlanke Palmen, auf denen die hier beliebte Betelnuss wächst, regelrecht zerrissen haben, bevor ich sie mit Böllern vertreiben konnte. Das Wild Life Department hat drei dieser Monsterkracher spendiert, davon wurde einer gleich geopfert zu Demonstrationszwecken. Falsch gehandhabt geht das auf die Hand, ein paar Finger sind da schnell weg, wenn so ein gut 30 Zentimeter langes Rohr explodiert

bevor man es weit genug geworfen hat. Taschenlampe mit den Zähnen festhalten, Elefanten beobachten und gleichzeitig die Lunte entzünden. Einfach ist anders! Irgendwie hat es geklappt, die Finger waren noch dran, die Elefanten haben sich verzogen, für den Moment. Klar ist, sie werden wiederkommen. Warum aber haben sie so viel zerstört und nur wenig gefressen? Ist das Wut darüber, dass man ihnen ihren Lebensraum mehr und mehr beschneidet? Ich denke an die vielen, vielen Kämpfe mit Unkraut, Parasiten und der Trockenheit, fünf lange Jahre, bis diese Bäume groß und kräftig waren



und sogar Früchte trugen. All das wird nun Stück für Stück zerstört in einem sinnlosen Aufbegehren der letzten freien Riesen. Unsere Farm, das Bubenheim, das Naturschutzgebiet sowieso. Nun also auch das Kinderdorf. Doch diese Zufluchtsorte sind zu klein für all die heimatlos gewordenen Wildtiere.



Mir begegnen zahllose Pfauen, ohne jede Scheu staken sie durch die Vorgärten der Kinderhäuser, hacken gegen Fensterscheiben und Spiegel und suchen ihr Frühstück. Hinter dem Moonlight Kinderhaus haben in der Nacht Wildschweine den Badeplatz regelrecht umgepflügt, die beiden großen Bäume vor dem Mainhaus wurden bereits am frühen Morgen regelrecht entlaubt. Die schwarzgesichtigen Languren, die größte Affenart hier, beißen junge Blätter in rasender Geschwindigkeit ab, irgendwas am Stil scheint ihnen zu schmecken, der Rest segelt zu Boden. Viele unserer großen Urwaldbäume halten die ständige Entlaubung nicht mehr aus, werden krank, sterben. In der Küche kämpfen die Mädchen die das Frühstück zubereiten, gerade mit einem Trupp Makaken, der ersten aber ganz sicher nicht letzten Gruppe, die heute das Kinderdorf nach Essbarem durchstreifen und dabei immer dreister werden. Bis zu sechs Horden mit mindestens 50 Tieren treiben im Kinderdorf ihr Unwesen, Tag für Tag.

Ich habe das Mainhaus erreicht, sitze auf einem Steinblock und warte darauf, dass die Sonne den gegenüberliegenden Berg erklimmt. In etwa 30 Minuten kommen die Arbeiter, ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Es gibt so viel zu tun, die Pfefferernte muss eingebracht werden, bevor ein Teil gestohlen wird, die Schäden der Nacht beseitigt, zwei Wasserleitungen repariert.

Auch sie konnten den Elefanten nicht widerstehen. In drei Häusern wurden Termitenschäden entdeckt, im Sunshine Haus haben sie sich einfach durch den Zementboden gebohrt. Affen haben in vielen Häusern Löcher in die Ziegeldächer gerissen, zwei Fenster gingen zu Bruch, das Werk der Pfauenmännchen die ihr Spiegelbild bekriegten. Irgendwo verlieren wir zusätzlich Wasser, die Frage ist nur wo? Kann nur hoffen, dass der Schaden sichtbar ist und nicht irgendwo unter der Erde Wurzeln eine Leitung zerbrochen haben. Wie die Stelle finden bei mehr als 150 Wasserhähnen und gut 2 Kilometern Leitungen?

Ich sitze da, schaue in die aufgehende Sonne und fühle mich wie der Kapitän der Arche Noah, die unterzugehen droht, weil einfach zu viele Lebewesen auf ihr Zuflucht suchen.

Wenig später werden auch aus Hill Top und Rajagiri Elefantenschäden der Nacht gemeldet. Plötzlich ist da dieses Bild aus dem Film Titanic. Das Schiff ist zweifellos verloren, überall Chaos, Angst, Tod. Der Kapitän aber geht zur Kaminuhr im Salon und stellt die genaue Zeit ein.

Ich stehe auf und gehe ins Mainhaus, ein neuer Tag im Kinderdorf Mahagedara hat begonnen.



PS. Bei der Aufzählung der Morgenüberraschungen handelt es sich nicht um das Stilmittel der Verdichtung oder um Dramatisierung. Genau so war es, als ich heute am Morgen hochkam und für einen Moment kam ich mir hilflos vor, meine Anstrengungen erschienen mir lächerlich und die Gewalt der Zerstörung übermächtig. Aber wie ALLES ist auch dieser Moment vorübergegangen.

Michael Kreitmair, Gründer und Leiter von Little Smile:

Ich möchte das, was ich seit dem Jahr 1999 in Sri Lanka tue mit dem Schaffen eines Malers vergleichen, der aus fünf Farben das Gemälde LITTLE SMILE zusammensetzt.



Blau steht für die direkte Hilfe für Kinder in Not.

Rot symbolisiert unsere Sorge für die Gesundheit.

Die Farbe gelb: Bildung bietet das Fundament für die Zukunft der Kinder und damit des Landes.

Grün steht für Naturschutz, für biologisch-ökologische Landwirtschaft, Wiederaufforstung und Umwelterziehung.

Purpur, Teil und Summe all dieser Farben steht bei uns für Werte, wie sie Religionen und Philosophien bilden für all das, woran ich glaube und wofür ich arbeite. Werte, die mir die Kraft gaben große Probleme und Enttäuschungen zu überwinden und auch weiterhin den Schwachen und Hilfsbedürftigen die Hand zu reichen.

Warum glaube ich an Little Smile, trotz Verfolgung und Bedrohung? Weil es richtig ist, wichtig, gut und oft auch wunderschön, etwa wenn man aus dem Lächeln unserer Kinder Kraft schöpfen darf.



**Das Zentrum der Familie
Little Smile Mahagedara**



Boy's Home Hill Top Poonagala





Girl's Home Waniba, Palugamam



Girl's Home St. Ursula, Badulla





Ausbildungszentrum für
Ayurvedamedizin
Little Smile Aloka, Buttala



Ashraff-Memorial-Hospital, Kalmunai





**Little Smile Academy
Koslanda**



**St. Anthony's Technical
Institute, Monaragala**



Überlebenshilfe für Zwergschulen

Maria-Theresia-College, Kalmunai





Organische Farm Dikkapitiya





Naturschutzgebiet Little Smile for Nature





Buddhistischer Tempel Nikapotha



Hindukovil Hill Top Poonagala



**Franziskanerkloster
Domeland**



Für Alte, Kranke und besonders Bedürftige





Und so werde ich wieder und wieder zum Gericht marschieren, warten und dann schweigend all den Unsinn über mich ergehen lassen müssen, der mit Recht und Gerechtigkeit so gar nichts gemein hat. Niemals wird sich der Richter herablassen die 30 Kilometer nach Mahagedara zu fahren, um sich selbst ein Bild zu machen. Wer die Macht hat, der hat immer Recht, also haben die Anderen gelernt einfach wegzuschauen oder die Entschei-

dungsträger auf die ein oder andere Weise zufrieden zu stellen. In meinem Fall freilich ist das schwierig, denn es würde bedeuten ich müsste aufhören das zu tun, was richtig und was wichtig ist. Aus diesem Grund aber bin ich nach Sri Lanka gekommen und deshalb bin ich immer noch hier. Vermutlich fehlt mir die sogenannte professionelle Distanz. Kinder, reduziert zum Versorgungsproblem auf Zeit – nein danke, nicht mit mir.

P.S.

Nach nicht einmal einer Minute wurde an diesem 30. August 2017 „mein Fall“ auf den 7. Dezember 2017 vertagt. Ich habe einen halben Tag verloren und das Geld für die Anwälte, die nicht einmal den Mund aufgemacht haben.

Falls es da draußen irgendwer immer noch nicht kapiert hat:

Man braucht in Sri Lanka als staatliche Behörde weder eine Anklage und schon

gar keine Beweise. Eine Beschuldigung bei der Polizei genügt, um den Missliebigen immer und immer wieder vor Gericht zu zerren. Und wenn dann nach Monaten oder Jahren rauskommt, dass die Beschuldigungen grundlos waren, gibt es weder ein Wort der Entschuldigung und schon gar keine Entschädigung, dafür aber eine klare Botschaft: Halt in Zukunft besser das Maul und leg dich schon gar nicht mit Staatsdienern oder gar Politikern an, die haben immer Recht.

Epilog

Mehr als ein Jahr und vier weitere Gerichtstermine später wurde am 19. September 2018 die Klage des staatlichen Jugendamtes gegen mich fallen gelassen, eine Klage die mir nie vorlag, also wurde sie genaugenommen auch nicht fallen gelassen, es gab sie, rein rechtlich, nie.

Beim Verlassen des Gerichts fing mich der Beamte der Behörde, der uns seit Jahren mit seinem Hass verfolgt hat, ab und erklärte mir mit einem Lächeln, dass er nun nicht mehr für uns zuständig sei. Ich konnte nicht lächeln, aber geweint habe ich ganz sicher auch nicht.

Erst auf dem Rückweg ins Kinderdorf Mahagedara wurde mir so richtig klar:

Ich und mit mir Kinder in Not in Sri Lanka haben nicht verloren, im Gegenteil. Ich habe nicht weggeschaut, mich nicht geduckt, die Interessen und die Würde der mir anvertrauten Kinder nicht für einen billigen „Deal“ verkauft. Und tatsächlich ging den Mächtigen die Macht aus. Und da musste ich doch ein klein bisschen lächeln, ein „little smile“ eben.

Danke

- ◆ „Ich will heim“, schluchzt es hinter der versperrten Türe. Was immer ich sage, die Türe bleibt zu und am Morgen dann ist sie weg, ohne ein Wort der Erklärung, des Abschieds nach einer Ankunft, die nie wirklich stattgefunden hat. So endet mit nur zwei hier verbrachten Tagen der kürzeste Versuch einer freiwilligen Mitarbeit.
- ◆ 2. September 2013: Sie ist wieder da, zum gar nicht verflixten siebten Mal und diesmal wird sie nicht mehr weggehen, weil Annkathrin Blank immer noch da ist. Die längste freiwillige Mitarbeit, das Ende nicht absehbar. Gott sei dank!



Zwei Seiten einer Medaille, einer recht beliebten sogar, weil soziale Praktika im Ausland schick sind und sich extrem gut machen im Lebenslauf. Vom tiefsten Afrika bis hoch in die Anden, sozial ist cool und macht sich toll in den sozialen Netzwerken. Und dann haben die in Little Smile Handyverbot, nix mit Internet und chatten aus dem Bergurwald, kein Blog: *Ich und die Urwaldkids*.

Wer hier ankommen will muss sich auf das Jetzt einlassen und das geht nur, wenn man sich nicht ständig wieder heim, zum Freund, zur Mama oder zur Freundin clickt, nicht gleich jeden Pups in die Welt posaunt.

Wer sich trotzdem traut und durchhält, der hat sie, die Chance, etwas über Sri Lanka, seine Kultur und die Menschen in diesem Land zu erfahren und noch viel, viel mehr über sich selbst.

Stellvertretend Ausschnitte aus den Abschlussberichten von drei Freiwilligen:

Miriam

.... Viel mehr als die Kinder von mir, habe ich von meiner Zeit in Sri Lanka profitiert, in der ich gefühlt mehr wie in meiner bisherigen Schulzeit gelernt habe. Hauptsächlich habe ich sehr viel an Menschenkenntnis dazu gewonnen. Auf manchmal schmerzhaft Weise musste ich lernen, dass man für sein Tun nie etwas zurückerwarten darf, sich dafür aber umso mehr freuen sollte, wenn etwas zurückkommt. Ich musste meine bisherigen Ansichten mehrmals überdenken und auch die ein oder andere Illusion aufgeben. Beim täglichen Beten oder Festen wie Deepavali oder einem Big Girl Fest, habe ich Kultur und Religion des Landes hautnah miterlebt. Durch das einfache Leben im Kinderheim habe ich Dinge, die in meinem bisherigen Leben normal waren, sehr zu schätzen gelernt. Ich werde so schnell nicht vergessen wie sehr ich mich gefreut habe als Herr Kreitmeir an einem Abend für Anka und mich Bratkartoffeln gemacht hat, nach wochenlang drei Mal täglich Reis ein Festmahl.

Zu Beginn meines Aufenthalts hat Herr Kreitmeir einmal zu mir gesagt: „Sei ein Momente-Sammler, denn das ist alles, was dir am Ende bleibt“. Dies habe ich mir zu Herzen genommen und so werde ich mit unzähligen Momenten in meinem Herzen abreisen. Immer werde ich mich dankbar an meine Zeit in Little Smile erinnern und dabei ein Lächeln auf den Lippen haben.



Daniela

Drei Monate war ich schon in Sri Lanka, als ich nach „Little Smile“ kam. Was ich bei meinem Einsatz in einem Bubenheim an der Küste Sri Lankas erlebt hatte? Einige schöne Momente, aber leider auch viele Situationen, die mich zwangen, dieses Kinderheim zu verlassen. „Völlig durch den Wind“ verließ dieses Heim. Was tun? Lasse ich diese Enttäuschung, letztlich mein Scheitern so stehen? Per E-Mail kontaktierte ich Michael Kreitmeir und nachdem ich von meiner Enttäuschung erzählt hatte, lud er mich ein, ins Kinderdorf „Mahagedara“. Schon die ersten Tage mit den Kindern dort öffneten mir die Augen und ich erkannte in was für einem Kinderheim ich zuvor eigentlich war, einem Ort wo die Fassade wichtig ist, der Schein vor allem für die Spender und nicht das Wohl der Kinder. Endlich erlebte ich, dass eben nicht alles aussichtslos ist und dass man Charakterzüge und Eigenschaften sowie Verhaltensweisen nicht einfach als gegeben



und nicht änderbar hinnehmen muss, sondern dass man daran arbeitet und für etwas kämpfen kann, auch wenn es oft schwer ist und es Enttäuschungen gibt. Schon allein die Stimmungen der Kinderheime unterschieden sich extrem. Ich spürte, in „Little Smile“ ist wirklich jemand da, der sich für die Kinder interessiert, da gibt es jemand der Zuneigung schenkt und nicht mit dem Rohrstock durch dir Räume läuft.

Ich glaube der Wunsch eines jeden, der ins Ausland geht, um dort zu arbeiten ist es Erfahrungen zu sammeln und sich einzubringen. Endlich konnte ich das, ich war nicht nur zum Wäsche waschen da oder als Küchenhilfe. Ich lernte, dass das faszinierende an diesem sozialen Einsatz in Little Smile ist, dass er einen zwingt zu lernen und zu wachsen.

Epilog:

Schade ist es schon, dass wir hier im Bergurwald von den meisten Ex-Freiwilligen sehr wenig hören. Weiß schon, das Leben geht weiter und in ein „normales Leben“ passt Little Smile maximal drei Monate rein. Trotzdem hätten sich einige der Kinder, Anka und ich sehr über ein kleines Lebenszeichen gefreut. Trotzdem, vergessen habt ihr uns und die Zeit hier ganz sicher nicht. Woher ich das weiß? Little Smile Geheimnis!

Mara

„Man kann andere nur sehr schwer ändern, erst einmal muss man bei sich selbst anfangen. Denn nur indem du an dir selbst arbeitest kannst du langsam beginnen an deinem Umfeld zu arbeiten!“ Immer wieder hat mir Michael Kreitmeir diesen Rat gegeben, wenn ich allzu ungeduldig war, zu schnell zu viel wollte. Und dann seine klare Aufforderung an uns alle: „Carpe diem, pflücke also nütze den Tag!“

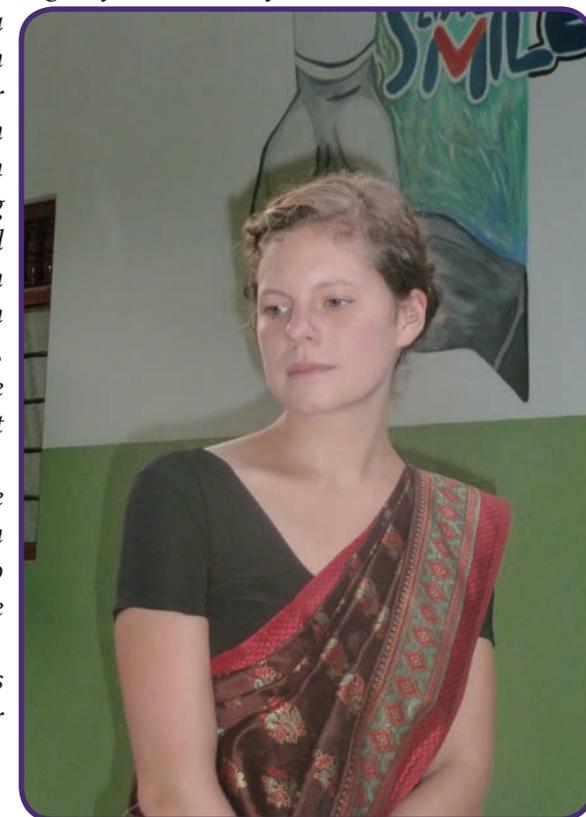
Ich habe gelernt, dass man seine Zeit leben muss, denn kein Moment kommt zurück. Also habe ich meine Zeit hier, 3 Monate, gelebt. Ich habe viel Energie und Herzblut gegeben, habe immer wieder aufs Neue mein Bestes versucht, weil ich mir als Ziel gesetzt habe, nicht aufzugeben, sondern immer wieder aufs Neue nach vorne zu schauen.

Ich bin hier oft an meine Grenzen gestoßen, war einfach nur wütend darüber immer wieder gegen Wände zu rennen. Doch genau daran bin ich am meisten gewachsen, der Widerstand, die Reibung entfachen das Feuer. Ich habe gelernt mit dem zu arbeiten, was mir zur Verfügung steht, das heißt, zuerst mit und an mir selbst und dann mit den Möglichkeiten, die da sind. Wenn man sich ganz auf das einlässt, dann stehen einem plötzlich Wege offen, die man vorher gar nicht wahrgenommen hat.

Ich spüre, dieses Wunder Little Smile Mahagedara hat Spuren in mir hinterlassen, die nicht so einfach verwischen werden und die ich nie mehr missen möchte.

Im Grunde genommen kommt alles auf ein Wort zusammen, das sehr großen Wert und Tiefe hat:

DANKE!



Als die Seele weinte

Samstag, 4. Mai 2019

Alles dreht sich, verschwimmt, fühle mich nicht real, sehe, höre aber nehme kaum wahr, weil es mich nicht erreicht, was gerade abläuft. Grace, 16 Jahre jung und seit 10 Jahren hier in Little Smile liest an unserem Tempel vor, was sie unter eine „Oshi im Paradies“ - so würde ich ihr Bild deuten - geschrieben hat.

Es ist ein wunderbarer, tiefer, ergreifender Brief:

„Oshi, du bist so früh gegangen, aber du brauchst keine Angst haben, denn du bist nur schneller da, wo wir ja alle hinkommen möchten, schneller, weil du nie was Böses getan und doch so wenig Liebe bekommen hast. Vergiss uns nicht, dort, wo du jetzt bist, denn wir werden dich ganz sicher nicht vergessen. Und denk auch an den Lokuthaththa, der so traurig ist, weil er nun nicht bei dir sein kann. Ganz sicher eines Tages werden wir uns wiedersehen, dann bist du ein "Big Girl" und wir werden alle sehr glücklich sein an einem Ort, der noch besser ist als Little Smile.“



All die Tränen, die sich in mir aufgetürmt haben, seit dieses gerade erst 5 Jahre alte Mädchen in den frühen Morgenstunden des 2. Mai 2019 gestorben ist und die ich all die Tage und meist auch in den Nächten unter Kontrolle halten konnte, nach dieser Lehrstunde Gedenken einer 16jährigen Tamilin am Tag, an dem der Körper der Kleinen „entsorgt wurde“, sie brechen sich Bahn, inmitten der überwiegend 12jährigen Mädchen, die mich wortlos zu trösten versuchen und das auch tun, allein durch ihre Anwesenheit. Dann kann ich nicht mehr, renne hoch ins leere Mainhaus und fühle die Trauer eines langen Lebens mit so vielen Enttäuschungen, so viel Verrat, so viel Leid. Ist das wirklich der Preis, den man bezahlen muss, wenn man

Menschlich im besten Sinn des Wortes, leben will? Der Preis für Liebe ohne Wenn und Aber, wie ich sie den mir anvertrauten Kindern einfach schenke, auch wenn sie mich am Ende fast immer einfach zurück lassen hier in Little Smile, das für mich Lebensinhalt, für sie aber nur Übergang ist? Damit habe ich leben gelernt, sogar mit einem Abschied ohne Gruß, ohne Dank. Aber dass ein Kind mir so entrissen wird wie Oshi, damit komme ich nicht klar.

Eine völlig harmlose Krankheit, Windpocken, nicht einmal schlimm bei ihr, nur ein paar Bläschen, nicht mal Fieber. Am 19. April war sie mit mir noch so glücklich, das erste Mal im Leben in einem richtigen Pool. Sie hat ihren Freundinnen danach anvertraut dies sei der schönste Tag ihres Lebens gewesen.



Ich hätte ihr noch so viele „schönste Tage“ gewünscht. Und jetzt ist sie tot!



Gab es irgendwann einen Punkt, wo ich erkennen hätte können, dass sie ernsthaft krank ist? Mir fällt keiner ein. Sie war müde, sie hatte dann Bauchweh, das haben viele Kinder immer wieder. Ich habe sie also völlig entspannt zum Arzt bringen lassen, er solle mal schauen. Er hat das getan. „Nichts Ernstes“, so die Diagnose. Am Tag danach, mehr Bauchweh, diesmal stiehlt sich der Doktor aus der Verantwortung schickt uns weiter ins größere Krankenhaus, nur zur Sicherheit.



Von dort wird sie in die größte Klinik der Provinz gebracht und von dort bekomme ich sie nie mehr zurück, sehe heute nur einen seltsam hergerichteten Körper mit einem weißen Schleier bedeckt. All unsere Blumen aus dem Little Smile Garten kommen nicht gegen die Künstlichkeit an, mit der mir das präsentiert wird, was die aus meiner Kleinen gemacht haben.



Wir sind 42, den Fahrer Shante, Bawani und Anka sowie mich mitgezählt. Die Freundinnen aus dem Wisdomhaus haben sich die Seele aus dem Körper gekotzt, zwei Stunden nur Kurven. Und dann das. Drei Typen hängen rum, filmen und fotografieren mit ihren Handies, widerlich. Als wir dann den schmucklosen Raum, in dem sonst Särge angeboten werden, nur einen Steinwurf vom „Schlachtplatz Krankenhaus“ entfernt, verlassen, weil ich plötzlich nicht mehr weiß, warum ich hier bin, kommt unser Mitarbeiter Karuna mit Oshis Mutter und Gefolge an. Sie rauschen an mir vorbei und ein monströses Geschrei jagt uns weg von diesem Ort, wo der Schein gerade jeden Sinn dessen, was ich der toten Oshi als letztes Geschenk geben wollte, zum Teufel jagt. Oshis Lieblingskuscheltier, ein Hund fast so groß wie sie selber war, wirkt bei all dem Lärm und Getöse plötzlich deplatziert unter dem aufgebahrten Leichnam. Ich sage Bescheid man solle ihn wieder mitnehmen, wir werden ihn dann selber in den Himmel zu ihr schicken.



Das Leben geht weiter und das ist grausam. Sitze beim Mittagessen im Kinderdorf am endlos langen Tisch bei unseren Kleinen und vermisse die kleine Oshi so, dass es physisch weh tut und mir beim ersten Bissen schon schlecht wird. Hatte nur wenige, viel zu wenige Momente mit ihr und das tut mir sooo leid. Alles schien wichtiger und erscheint mir im Vergleich heute so belanglos. Ich weiß noch nicht wie, aber ganz sicher wird sich mein Leben sehr verändern.

Es gab die Zeit vor und die Zeit nachdem ich ein mir anvertrautes Kind verloren habe, nicht beschützen konnte. Endet damit mein Glaube an Gott, aber auch meine Zuversicht in mich und mein Tun? Wie soll das gehen mit diesem Berg an Verantwortung hier, wenn ich bei jedem angeblichen oder tatsächlichen Bauchschmerz eines Kindes Angst haben und bei jeder Einweisung in ein Krankenhaus fürchten muss, dass sie mir einen leblosen Körper zurückgeben, garniert mit Vorwürfen?

Sonntag, 5. Mai 2019

Könnte etwas länger schlafen, aber schon vor 5 Uhr liege ich wach, sehe den Tag herankriechen, sich langsam über die Berge schiebend, bis die ersten Morgenlichter mein Zimmer erreichen. In der Nacht waren viele Geräusche, Tiere im und auf dem Dach, vielleicht auch nur in meinem Kopf. Mein letzter Gedanke ist auch mein erster: Oshi.



Irgendwie muss ich einen Weg finden weiterzumachen.

Ich denke also bin ich - über die Bildung in Sri Lanka



In strahlendem Weiß ziehen sie in schier endlosen Karawanen über sonnendurchflutete, morgendliche Straßen. Die bunten Haarschleifen der Mädchen, in der Farbe der jeweiligen Schule, halten die artig geflochtenen Zöpfe zusammen, die kleinen Jungs in kurzen blauen Hosen und stolz dann die Langhosenträger ab der 10. Klasse, ganz in weiß. Sie quellen aus völlig überfüllten Bussen, hängen an jeder Straßenecke in dichten Trauben, artig nach Geschlecht getrennt. Polizisten blocken Straßen, wenn weißen Ameisen gleich, sich allmorgendlich überall im Land Ströme von Kindern in zahllose Schulen ergießen. Szenen wie aus dem Bilderbuch, einfach stimmig für dieses „edel leuchtende“ Touristenparadies.

Es ist noch dunkel als Mercy, Priyadarshani und Wathsala sich auf den Schulweg machen. Die drei Zehnjährigen haben keine Zeit zum Spielen, zum Lachen, keine Chance wenigstens ab und zu auch Kind zu sein, weil wer in Sri Lanka in die 5. Klasse kommt, der sieht nichts mehr anderes als Lehrer und Schulhefte. Am Ende des Jahres entscheidet eine zentrale Prüfung nicht nur darüber, ob das Kind ein Stipendium bekommt und die Chance, auf eine bessere Schule zu wechseln. Es geht auch um den Ruf der Schule, um Gelder, Planstellen und die Karriere des Direktors. Der Test ist schwer, sehr schwer sogar. Den meisten Kindern fehlt die Basis, viele können weder lesen noch schreiben, von Rechnen ganz zu schweigen. Vier Schuljahre wurden weitgehend vertrödelt, ein Sportfest hier, eine religiöse Zeremonie dort. Alleine in diesem Jahr finden auf der singhalesischen Schule 150 Veranstaltungen statt, die mit Unterricht nicht das Geringste zu tun haben. In der tamilischen Schule ist es noch schlimmer: Viele Fächer wurden gar nicht unterrichtet, weil die Lehrerin im

Schwangerschaftsurlaub war oder die Schule für dieses Fach gar keinen Lehrer hat. Klar, schuld sind immer die Anderen. Und dann, alles auf einmal, volle Konzentration auf die 5. Jahrgangsstufe und die 11. Abschlussklasse. Von morgens bis abends, ohne Wochenende, ohne Feiertag, ohne Ferien, Schule total, aber ganz ohne Nachfragen und Beteiligung der Schüler. Immer schön abschreiben, auswendig lernen, ja nie fragen oder gar etwas in Frage stellen. Sowas setzt Prügel!

Todmüde und hungrig schlurften sie am Abend zurück mit jeder Menge Hausaufgaben im viel zu schweren Schulranzen. Mittagessen um 17 Uhr, duschen in der Dunkelheit, um dann schon wieder vor Büchern und Heften zu sitzen, nur um am Ende eines ganz und gar nicht schönen Jahres zu erleben, dass man Lichtjahre weg ist von der magischen Punktzahl, so wie eben fast alle anderen Fünftklässler auch. In den kommenden Jahren freilich ist dann wieder Erholung angesagt, wird der Unterricht wieder reihenweise ausfallen, bis zur 11. Klasse, wo es dann wieder losgeht mit endlosen Tagen und Nächten vor unlösbaren Aufgaben, damit man dann ja den O/Level, also die erste Abschlussprüfung, besteht. Und weil man Mathe eh nicht bestehen muss und die Fächer, die man nicht schafft später nochmal versuchen kann, dazwischen aber weiter zur Schule geht, hängen fast alle Schüler nochmal drei lange Jahre dran bis zum A/Level, den dann nur wenige bestehen und auch von denen, die diese Prüfung schaffen, wird fast niemand so gut sein, dass er die Chance hat auf eine Uni zu gehen, vorausgesetzt die Eltern können sich das überhaupt leisten.



Der Gipfel der Bildung

Unsere Betreuerin Bawani war so stolz. Mikel, der ältere ihrer beiden Zwillinge hatte es geschafft und das auch noch als einer der Besten der ganzen Provinz. Er hatte sogar die Qual der Wahl was Fächer und Universitäten anging. Mikel bekam den gewünschten Studienplatz und eine lange Liste an Dingen, die der neue Student mitzubringen hatte. In einem Sechsbettzimmer war ihm ein Platz zugeteilt worden, alles schien wunderbar, die Belohnung langer und harter Arbeit eben. Doch dann, wenige Tage bevor er sein Studium antreten sollte kam der erste Brief, der Beginn wurde verschoben, weil die älteren Semester nicht fertig geworden waren, verschoben, zunächst um Wochen, dann um Monate. Schließlich dauerte es ein ganzes Jahr bevor Mikel seine Universität das erste Mal von Innen sah. Es war im Rahmen eines großen Festes, das von den Neuen vielmehr deren Eltern bezahlt werden musste. Die Universität feierte sich, Politiker kamen und priesen die Qualität der Bildung, zeichneten das Zukunftsbild eines zweiten Singapur nur noch viel, viel besser, dank der Elite, die hier auf dieser Universität ausgebildet wird. Bawani fuhr zurück nach Little Smile, stolz und glücklich. All die Mühen hatten sich gelohnt, ihr Sohn war auf der Universität.

Wochenlang hörte sie nichts mehr von Mikel, schließlich machte sie sich Sorgen, bat mich um Hilfe. Ich erfuhr, dass man die Studienanfänger eingesperrt hatte, nachdem ihnen das Handy abgenommen worden war. Die älteren Semester, Senioren genannt, hatten die Verantwortung übernommen für die Neuen, zeigten denen wo es lang ging. Das sei so Tradition, kein Grund zur Sorge, wurde mir versichert. Die machte ich mir trotzdem und dann kam der Abend, an dem Bawani heulend von Hill Top runterlief. „Lokuthatha, bad things are happening in the Campus!“ Sie deutete auf einen Zeitungsartikel, das Bild eines jungen Mannes, wie er als Student in voller Montur stolz in die Kamera lächelt. Daneben das Bild eines Toten, aufgebahrt im heimischen Wohnzimmer, umringt von weinenden Menschen. „Student tötet sich selbst, weil er die Schande nicht ertrug.“ Die Senioren hatten den jungen Studienanfänger ständig herumkommandiert und schikaniert. Als er aufbegehrt wurde er verprügelt, nackt ausgezogen und über den Campus gejagt. Fotos gelangten auf Facebook, mit dieser Schande wollte der junge Mann nicht weiterleben. Das war auf der gleichen Universität passiert, in der auch unser Mikel verschwunden war. Der Fall verursachte einige Aufregung und wurde schnell vergessen. Wenigstens hatte man vorübergehend die Neuen heimgeschickt. Auch Mikel kam, sichtlich verstört. Und das waren wir auch, nachdem er zu erzählen anfang. In den vielen Wochen hatte er nicht eine Vorlesung besuchen dürfen, die älteren Semester hatten andere Pläne. Mikel musste den Boden schrubben, stundenlange Geländeläufe absolvieren, jede Widerrede wurde mit einer Tracht Prügel quittiert. Mikel musste zunächst nicht zurück, die höheren Semester streikten, blockierten die Eingänge, es folgte eine monatelange Zwangspause, traurig war Mikel darüber nicht. Anka zeigte ihm, wie man mit moderner Pädagogik auch scheinbar hoffnungslosen Fällen Mathematik beibringen kann, Mikel hatte Erfolg als Lehrer, er hörte auf zu zittern, konnte seinem Gegenüber wieder in die Augen schauen. Als der Streik beendet war, schickten wir ihn nicht mehr zurück ins Wohnheim, gaben ihm unseren kräftigsten Arbeiter mit. Das muskelbepackte Signal verfehlte seine Wirkung nicht, man ließ Mikel in Ruhe. Es gab eine Prüfung in Mathematik, in der letztlich nur der Stoff der schulischen Abschlussprüfung abgefragt wurde, 80 % der Studenten, viele davon Wiederholer, fielen durch, nur ein einziger bekam 100 von 100 möglichen Punkten, Mikel. Es schien so, als würde es endlich losgehen mit dem ernsthaften studieren, da begann der Streik der Angestellten der Universität. Das war vor 4 Monaten. Mikel unterrichtet seitdem wieder hier Mathematik, wartet und hofft. Tja, das mit dem Studieren hatte er sich ganz anders vorgestellt. Nicht nur er!



Notstand am Arbeitsmarkt

In Sri Lanka findet man leichter einen Edelstein als einen qualifizierten Mitarbeiter, der bereit und in der Lage ist, Verantwortung zu übernehmen. Ob Facharbeiter, Lehrer, Betreuerin, ob Hausmeister oder Köchin, in Sri Lanka gibt es keine Firma, keinen Betrieb und keine Einrichtung, die nicht verzweifelt auf der Suche wären. Es ist leider schon normal, dass sich A-Level Absolventen beispielsweise mit guten Noten in Englisch bei uns beworben haben und nicht viel mehr rausbrachten als „good morning, sir“. Und so haben wir es irgendwann aufgegeben, ständig Bewerber zu empfangen die angeblich alles können und dann rein gar nichts auf die Reihe brachten. Wir haben inseriert, teuer, mit klarer Profilbeschreibung. Beispielsweise haben wir nach Lehrern gesucht, Lehrsprache Englisch. Es kamen auch viele Bewerber, nur konnten die leider kaum Englisch.

Ursachenforschung und Konsequenz

Warum können so viele der Kinder, auch nach X Jahren Schule kaum lesen und schreiben? Warum ist der Unterricht, wenn er denn stattfindet, häufig zum Ankreuzen irgendwelcher Fragebögen, sogenannter Papers, verkommen? Warum werden Kinder gezwungen in schier endlosen Appells stramm zu stehen, warum werden sie geschlagen und gebrochen, warum sind die Schüler für die Lehrer da und nicht umgekehrt?

Immer nur abschreiben, auswendig lernen, reproduzieren, ja nie nachfragen und schon gar nicht denken. Opportunismus, Anpassung, Verlogenheit anstelle von Individualismus und Zivilcourage.

Wie viele Konflikte habe ich bereits ausgetragen, wie oft Lehrern das Prügeln verboten, ihnen sogar Prügel angedroht sollten sie weiter unsere Kinder misshandeln? Wie oft habe ich geredet, erklärt, Erkenntnisse der Pädagogik bemüht. Letztlich habe ich mir viele Feinde gemacht, ohne dass irgendeiner, der fürs Lehren bezahlt wird verstanden hätte, was Albert Camus so formulierte: Um eine Kultur zu schaffen genügt es nicht, mit dem Lineal auf Finger zu klopfen.“

Grundsätzlich gilt heute:

Das Recht auf Bildung ist im Paradies Sri Lanka nur für Gutbetuchte erschwinglich, aber selbst Geld garantiert keine guten Lehrer. Überall im Land werden Eltern geschröpft, in privaten aber auch den „besseren“ staatlichen Schulen. Das Schulgeld pro Monat liegt deutlich über dem, was ein Durchschnittsarbeiter verdient. Zugang hat eh nur, wer ein kleines Vermögen als Aufnahmegebühr bezahlen kann. Forderung und Förderung von jungen Menschen ist jedoch auch hier meist nicht zu haben.

Ich schaue unseren drei Fünftklässlerinnen traurig hinterher wie sie einem weiteren langen und doch sinnlosen Arbeitstag in der Schule entgegengehen.

Weil aber aufgeben nicht gilt und weil Ankas Herz für das Lehren und Lernen brennt, haben wir uns ein neues Ziel gesteckt: Eine eigene Schule im Kinderdorf, in der der Mensch in seiner Gesamtheit im Mittelpunkt steht, wo jeder Einzelne gemäß seinen Fähigkeiten gefordert und gefördert wird. Unterrichtssprache wird Englisch sein, die ersten Lehrer befinden sich bereits bei Anka in Weiterbildung, ungeachtet ihrer zahlreichen Hochschulabschlüsse eine Grundvoraussetzung. Einfach wird das nicht, aber das war es für Little Smile ja nie. Und auch wenn es einen Kabinettsbeschluss gibt, dass keine neuen Schule mehr zugelassen werden dürfen entmutigt uns das nicht, weil, wo ein Wille, da findet sich ein Weg. Auch das zieht sich wie ein roter Faden durch die 20 Jahre von Little Smile. Also versuchen wir auch hier das Unmögliche, weil bei uns hört die Sorge für die anvertrauten Kinder eben nicht bei deren Versorgung auf. Künftigen Generationen, die hier einmal zu Schule gehen werden, möchte ich gerne mit auf den Weg geben, wovon die Menschen hier derzeit leider Lichtjahre entfernt sind:

„Lebe, als ob du morgen sterben würdest! Lerne, also ob du ewig leben würdest!“





Abschied nehmen - loslassen - weiterlieben

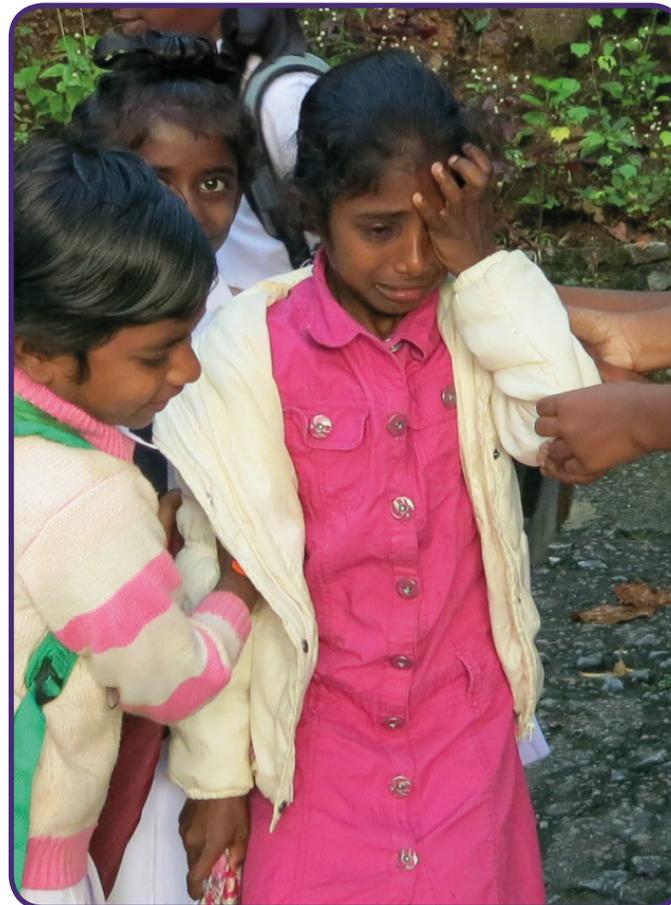
Der fast volle Mond taucht die Welt um mich herum in ein Licht, das Farben erzeugt, die keine Kamera, kein Maler, kein Wort beschreiben kann. Ich brauche keine Beschreibung für diese Welt, ich habe sie „geschaffen“, kenne jeden Baum, die meisten von mir gepflanzt, jeden Stein, die meisten zu Mauern, Straßen, Häusern zusammengefügt. Die Geräusche der Nacht, friedlich, nur entfernt im Nachbardorf Udumulla bellenden Hunde. Die Umrisse von den beiden oberen Kinderhäusern schimmern bleisilbern. Seit 20 Jahren bieten diese beiden Häuser, die ersten, die wir im Kinderdorf Mahagedara gebaut haben, so vielen Kindern Schutz, geben ihnen vorübergehend Heimat. Ich versuche mich an die ersten Mädchen im Sunshine Haus zu erinnern: Sandamali, Gimsha, Teena, Banti, Piumi ...

Fast alle sind verheiratet, haben selbst Kinder, ab und zu melden sich einige, andere sind gegangen, ich habe nie mehr von ihnen gehört und trage doch ihr Bild in mir, viele Erinnerungen, die ich mit niemand teilen kann. Betreuerinnen sind gekommen und gegangen, Bandula, mit dem ich hier begonnen habe, wurde im Jahr 2005 ermordet. In diesen nächtlichen Stunden, wenn die Gedanken zurückgehen in eine Zeit, die so unendlich weit weg erscheint, wie vermisse ich es da mit ihm reden zu können. Als alte Männer wollten wir vom Berg oben auf diesen Ort für Kinder runterschauen und, wie das alte Männer so tun, uns an die „guten alten Zeiten“ erinnern. „Weißt du noch, damals als wir so gut wie nichts hatten, nur den Willen was zu bewegen?“

Was würde ich dafür geben, wenn mir wenigstens sein Geist heute Nacht Gesellschaft leisten würde? Doch ich bleibe allein mit meinen Gedanken.

Genau hier saß ich auch damals vor so vielen Jahren, als das erste Mal eine Mutter aus dem Nichts aufgetaucht

war und ihre Tochter für sich beanspruchte. Damals wie heute habe ich auf das Haus runtergeschaut, in dem dieses Kind schlief, friedlich, beschützt, das letzte Mal. Nichts würde mehr so sein wie heute, ging mir damals durch den Kopf, denn morgen wird dieses Kind, das mir ans Herz gewachsen ist, irgendwo da draußen sein, mit einer Mutter, die ihren Besitz einfordert. Abwägen, was für das Kind gut ist, das haben auch später selten Eltern, Verwandte getan, die eines der Little Smile Kinder zurückforderten. Und oft, sehr oft, war für diese Kinder auf einen Schlag die Kindheit zu Ende.



Lange ist die Liste der Kinder, die uns so vor der Zeit entrissen wurden, nur selten habe ich den Kampf um und für sie gewonnen. Man lächelt dann zum Abschied, während das Herz weint.

Und oft, viel zu oft, wurden die Befürchtungen wahr. Die 12jährige Tänzerin, die kaum war sie von der Mutter weggebracht, vergewaltigt wurde, die 14jährige, die wenige Wochen später schwanger wurde. Nicht immer waren die Fälle so spektakulär, aber oft, viel zu oft, landen diese Kinder wieder in Armut und Gewalt, Mädchen wurden viel zu früh schwanger, zwangsverheiratet, verlassen, Jungs hingen rum, benutzten Drogen.

Und dann diejenigen, die nach der Schule gegangen sind, voller Hoffnungen und Vorfreude auf die Freiheit draußen, die so verlockend und doch oft trügerisch in den schützenden Mauern von Little Smile so erstrebenswert erschien.



Viele der Kinder besuchen uns, Jahre später, manchmal auch nur, um ihr Bankbuch abzuholen, das sie erst mit 18 Jahren bekommen. Und so erfahren wir, wie es ihnen ergangen ist, nach Little Smile und ob wir genug Zeit hatten sie auf ein Leben da draußen vorzubereiten, sie stark zu machen und selbstbewusst. Nicht immer erfüllten sich meine Hoffnungen, leider allzu oft meine Befürchtungen.



Auch morgen wieder wird ein Kind „abgeholt“, muss gehen, ob es nun will oder nicht. Nach acht Jahren kam die Mutter aus Saudi-Arabien zurück, uns wurde damals bei der Aufnahme gesagt, die Mutter sei tot. Damals war das Mädchen gerade mal sechs Jahre jung, nun ist sie 14, ein gefährliches Alter für ein Mädchen in Sri Lanka. Ich habe versucht zu erklären, der Mutter klar zu machen, dass sie langsam eine Beziehung aufbauen sollte und ihrer Tochter die Chance geben sollte, die Schule zu beenden. „My Baby, my Baby“ so die Antwort, unterstrichen von theatralischen Tränen. Wenn der Mond hinter dem Berg verschwunden ist, diese friedliche Nacht einem neuen Tag weicht, dann wird also dieses „Baby“, das so gar kein Baby mehr ist, weggehen mit einer Frau, die sie nicht kennt, in eine Welt, in der ich sie nicht mehr beschützen kann.

Klar, Kinder sind ein Geschenk auf Zeit und die vergeht so schnell. Aber habe ich die Zeit, die meinen eigenen Kindern gehören sollte, nicht weggegeben, um sie diesen Kindern hier zu schenken. Meine Söhne in Deutschland sind erwachsen geworden, und das passt so gar nicht zu meiner Erinnerung, die irgendwie stehen geblieben ist, als sie noch Jungs, meine Jungs waren. Bootfahren auf der Altmühl, dem kleinen Fluss in der alten Heimat, gemeinsam am Lagerfeuer sitzen, Geschichten erzählen... Vorbei, einfach vorbei, unwiederbringbar. 20 Jahre! So viele Kinder sind gekommen und gegangen, am Ende war Blut halt doch dicker als Wasser.

Ist es ein Trost, dass ich vielen von ihnen die verlorene Kindheit zurückgeben konnte, wenigstens für einige Zeit, dass sie etwas lernen durften, geliebt wurden und respektiert. Die Kinder haben viele Tricks entwickelt, wie sie einen Moment mit mir ergattern können, doch was immer ich auch tue, am Ende ist es zu wenig und eines Tages werden sie weggehen, oft wird sich ihre Spur verlieren.

Warum schmerzt der Abschied von jedem einzelnen Kind, warum tut mir das immer noch weh, sogar dann, wenn man sie Menschen übergeben kann, die sich kümmern werden?

Als Lokuthaththa, als großer Vater für so viele Kinder muss man lernen loszulassen, immer und immer wieder. Keines dieser Kinder wird da sein, wenn man krank ist, eines Tages vielleicht Hilfe braucht. Man wird alt und bleibt doch festgelegt auf den großen, den immer starken Vater. Man wird immer mit Pubertierenden kämpfen und niemals ein Enkelkind einfach nur verwöhnen dürfen.

Ist halt doch nicht so leicht mit der Liebe, die einfach nur gibt und gar nichts zurück erwartet.

Was wirklich quält ist jedoch die Ungewissheit,

Unsicherheit, in die man immer wieder gezwungen wird, Kinder abzugeben. Manche, die mit Gewalt weggenommen wurden, kamen nach Jahren zurück.

Erst letzten Sonntag ist so etwas passiert. Die junge Frau, von der Mutter vor vier Jahren aus Little Smile weggenommen, hat sich einfach nur neben mich gesetzt, meine Hand gehalten und Tränen liefen über ihre Wangen. Nach viel Leid hat sie den Weg zurückgefunden an den einzigen Ort, wo sie je glücklich war.



Und da wusste ich: Loslassen ist schwer, Abschied tut weh, aber wo wirkliche Liebe war, da wird sie immer bleiben und sei es tief in der Seele.

Ein Windstoß lässt die Palmblätter über mir wispern, trommeln, rauschen. Mich holt dieses einzigartige Geräusch zurück in die Realität. Ich blicke hoch, zahlreiche Kokosnüsse zeichnen sich dunkel gegen den hellen Mondhimmel, sie schaukeln. Besser weitergehen, wäre wirklich doof von einer Kokosnuss erschlagen zu werden nach allem, was ich in Sri Lanka überstanden habe. Der Morgen graut, in wenigen Stunden heißt es wieder einmal:

Abschied nehmen, loslassen, weiter lieben.

2019

